

nunu

**Mit Grischka Voss
unterwegs in Lachschaften**



Inhalt & Impressum

Aktuell

„Österreich hat keine Extremismusklausel“: Der Rechtsextremismusforscher Andreas Peham (DÖW) im Gespräch mit *Nathan Spasić*.....S. 4

Kushners Plan: Faire Chance verdient Kommentar von *Martin Engelberg*.....S. 7

„Wohin geht das Europa der Aufklärung?“ AFC-Executive Director David Harris im Gespräch mit *Danielle Spera*.....S. 8

Schwerpunkt: Jüdischer Sport

Bekanntnis zu einem Ariseur: *Thomas Trenkler* über Wiens Nazi-Problem Ferry Dusika.....S. 11

Wem Ruhm gebührt: *René Wachtel* führt durch die Hall of Fame.....S. 12

Mit Seide statt Haken: *Michael Pekler* porträtiert den legendären Bergsteiger Paul Preuß.....S. 17

Olympia auf koscher: Ein persönlicher Makkabia-Bericht von *Ronni Sinai*.....S. 18

Judentum und Sport im Orbán-Land: Eine Bestandsaufnahme von *Támas Démes* anlässlich der European Maccabi Games in Budapest.....S. 20

Metapher des Lebens: *Gregor Auenhammer* über die sportlichen Aspekte im Werk Friedrich Torbergs.....S. 22

Die Vienna und ihre jüdische Geschichte: *Michael Bonvalot* über den Umgang der Fans mit dem NS-Erbe ihres Klubs.....S. 24

Sport und „Muskeljudentum“: Der Historiker *Christian Muckenheimer* über den Körperkult des Zionismus.....S. 27

Spiegel der Gesellschaft: *Dodie Schurzel* über Antisemitismus und Rassismus im internationalen Fußball.....S. 29

Torschützen und Kaffeehausjuden: Ein Vergleich der Sportlerpersönlichkeiten Hans Menasse und Friedrich Torberg von *Eric Frey*.....S. 32

„Mich interessiert ausnahmslos Fußball“: *Gregor Auenhammer* porträtiert den Boxmeister und Philosophen Kurt Rudolf Fischer.....S. 34

Vom „Yiddischen Arbeiter Sport Klub“ zur Résistance: *Danny Leder* über jüdische Sportvereine im französischen Widerstand.....S. 36

Ploppen ohne Regeln: *Mark Napadenski* entdeckt das Sportvergnügen MatkotS. 38

Israel

Netanjahus Achillessehne: *Johannes Gerloff* analysiert die anstehenden Neuwahlen in IsraelS. 39

Kandidaten für die Terrorliste: Der Politologe *Stephan Grigat* über die Hintergründe von Pasdaran und Hisbollah.....S. 41

Unterwegs mit

der Schauspielerin, Regisseurin und Schriftstellerin Grischka Voss von *Andrea Schurian*.....S. 44

Kultur

Ein Kaffeehaus zum Überleben: *Michaela Vocelka* über die Kaffeehauspläne Simon Wiesenthals.....S. 46

„Es gilt Grenzen aufzumachen“: Der Autor Stefan Kutzenberger im Gespräch mit *Gabriele Flossmann*.....S. 48

Ländermatch der Kunst: *Andrea Schurian* berichtet von der Biennale in Venedig.....S. 50

Prominente Paare und präzise Striche: *Gregor Auenhammer* über Neuerscheinungen am Büchermarkt.....S. 53

„Dalí hatte die Gabe irrationaler Rationalität!“. *Ida Salamon* hat den Dalí-Experten Beniamino Levi in Paris besucht.....S. 54

Rabbinische Weisheiten

von *Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg*: Wie es Juden mit dem Sport halten.....S. 56

Erscheinungsweise:
4 x jährlich
Nächste Ausgabe:
September 2019.
Auflage: 4.700

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

IBAN:
AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM

NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 18,-
Europäische Union: Euro 23,-
Außerhalb der EU: Euro 28,-

ABO-SERVICE,

VERTRIEB &
ANZEIGEN
Ronni Sinai
ronni.sinai@nunu.at



VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Kippa weg, Kippa her

Die Aussage des Antisemitismusbeauftragten der deutschen Regierung, dass Juden in Deutschland aus Vorsicht nicht überall Kippa tragen sollten, sorgte großteils für Kopfschütteln, wenn nicht für Fassungslosigkeit. Der israelische Präsident Rivlin sprach von einer „Kapitulation vor dem Antisemitismus“. Die *Bild*-Zeitung reagierte spontan mit einer „Kippa zum Ausschneiden“ inklusive Anleitung („So basteln Sie sich die *Bild*-Kippa“) und Videos auf Youtube, auf denen sich prominente Deutsche mit der Kippa zeigten. Wenige Tage später rief derselbe Antisemitismusbeauftragte zum offensiven Tragen der Kippa auf – anlässlich des so genannten Al-Quds-Tages, an dem in vielen Städten gegen Israel protestiert wird. Diese fast skurril erscheinende Diskussion – Kippa weg, Kippa her – ist bezeichnend für die Situation, in der wir uns befinden. Wie ist mit dem heutigen Antisemitismus umzugehen? Diese Diskussion beschäftigt jüdische Gemeinden überall. Dass in Wien dreimal eine Fotoausstellung geschändet wurde, die Holocaust-Überlebende zeigt, ist eine Niedertracht. Überwältigend und wesentlich wichtiger ist, dass sich spontan die verschiedensten Gruppierungen von den Pfadfindern, der Gewerkschaft, der muslimischen Jugend bis zur Caritas zusammenschlossen, um die Ausstellung zu behüten und tausende Menschen vor Ort ihre Verbundenheit demonstrierten. Dieses großartige Zeugnis des Engagements der Zivilgesellschaft sollte uns zuversichtlich stimmen. Die jüdischen Gemeinden erfahren heute mehr Unterstützung und Solidarität als je zuvor in der Geschichte. Darauf sollten wir unser Augenmerk lenken, wenn wir über den Status und das Befinden der Jüdinnen und Juden diskutieren und die positiven Impulse aufnehmen.

Die positive Perspektive hatte auch eine wichtige Persönlichkeit im Blickwinkel, über die wir in **NU** öfters berichtet haben und die uns im März für immer verlassen hat: die großartige Elizabeth T. (Toni) Spira. Toni und mich verbindet eine lange gemeinsame Geschichte – nicht nur unsere Familiengeschichte, oder weil bereits unsere Eltern einander kannten, wir beide erfolgreich beim ORF tätig waren –, sondern auch unsere Namensähnlichkeit. So habe ich oft ihre Post bekommen und sie meine, was zu erheiternden Szenen geführt hat. Toni hat mich auch mit der Arbeit ihres Onkels Bil Spira bekannt gemacht, dessen Werk wir derzeit – auch und besonders durch ihr Zutun – im Jüdischen Museum ausstellen. Einige seiner hervorragenden Karikaturen haben wir auch in dieses Heft aufgenommen. Zwei Monate vor Tonis Abschied sind meine Eltern gestorben, und Toni hat mir eine besonders berührende Nachricht geschickt, die wie folgt endete: „Meine Eltern fehlen mir. Manchmal lache ich mit ihnen, kann und mag aber niemandem erklären, warum ich so fröhlich bin. In diesem Sinne wünsche ich Dir ein fröhliches Leben – auch Du hast Glück gehabt mit Deinen Eltern. Alles Liebe, Toni.“ Ein Wunsch, den ich in herzlichen Gedanken an Toni Spira an unsere Leserinnen und Leser weitergeben möchte.

Interessante Zeiten

„Absolutes Gänsehautfeeling stellt sich während der Eröffnungsfeier ein, wenn die Sportler, gereiht nach Nationen wie bei den Olympischen Spielen, im Stadion Einzug halten“, schreibt **NU**-Kollege und vielfacher Makkabiade-Teilnehmer und -Sieger Ronni Sinai in seinem hinreißenden Erlebnisbericht über „Olympia auf koscher“. Die 15. European Maccabi Games, die ab 29. Juli zehn Tage lang in Budapest über die Bühne gehen, sind Anlass für den aktuellen **NU**-Schwerpunkt über die wechselvolle Beziehung zwischen Judentum und Sport. Auch im Sport zeigt sich die böse Fratze des Antisemitismus, und zwar nicht nur während der Nazizeit, als jüdische Sportlerinnen und Sportler verfolgt, vertrieben, umgebracht wurden; auch heute noch agieren und agitieren viele Fußball-Fanclubs mit judenfeindlichen und rassistischen Codes. Aber es ist vor allem auch eine große Erfolgsgeschichte, wie nicht zuletzt René Wachtel von seinem Besuch in der International Jewish Sports Hall of Fame in Netanja zu berichten weiß, wo jüdische Sportlerinnen und Sportler aus aller Welt geehrt werden. Wie es um „Judentum und Sport im Orbánland“ bestellt ist, analysiert der aus Ungarn gebürtige Sportjournalist Tamas Dénes. Und Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg steuert rabbinische Weisheiten zum Thema bei.

Seine Rede in Israel sei ein Meilenstein für die österreichische Gegenwart und Zukunft. „Sebastian Kurz ist ein echter Freund und verlässlicher Partner der Juden“, sagte David Harris, Exekutivdirektor des American Jewish Congress, als ihn **NU**-Herausgeberin Danielle Spera in New York traf. Fast zeitgleich mit dem Interview war der solcherart gelobte Bundeskanzler samt seiner Regierung per parlamentarischem Misstrauensantrag abgewählt. Sebastian Kurz hatte nach Ibiza-Gate nicht nur Neuwahlen angekündigt, sondern auch Innenminister Herbert Kickl aus der Regierung entlassen, woraufhin alle Freiheitlichen ihre Ministerämter zurücklegten. Dass der (ehemalige?) blaue Erzfeind nicht nur im Burgenland immer noch wohlgeleitener Koalitionspartner ist, sondern zum parlamentarischen Spielfreund der SPÖ wurde, ist zumindest denkwürdig. Noch vor dem rotblauen Pas des deux hat Nathan Spasić den Rechtsextremismus- und Antisemitismusforscher im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), Andreas Peham, zu Ibiza, der FP-Historikerkommission sowie zur geplanten Dokumentationsstelle für islamischen Antisemitismus befragt.

Doch auch in Israel überholt die politische Wirklichkeit rasant deren Analyse, **NU**-Israel-Korrespondent Johannes Gerloff musste angesichts mangelnder Koalitionspartner für Benjamin Netanjahu und Neuwahlen im September seinen Nachwahl-Bericht laufend aktualisieren.

„May you live in interesting times“, das Motto der diesjährigen Venedig-Biennale, entspricht wie maßgeschneidert der aktuellen politischen Befindlichkeit nicht nur Österreichs, sondern der ganzen Welt. Passend, dass Israel seinen Pavillon in den Giardini in ein „Field Hospital X“ verwandelt hat.



Von der FP-
Historikerkommission zur
Erforschung der eigenen
Parteigeschichte erwartet
sich Andreas Peham wenig.

„Österreich hat keine Extremismusklausel“

VON NATHAN SPASIĆ

NU: Was sagt das „Ibiza-Video“ über die FPÖ aus?

Andreas Peham: Was wir schon immer gesagt haben, und wofür es in der Geschichte genug Beispiele gibt: dass Rechtsextremisten auf vielen Ebenen ein Problem darstellen. Politisch, aber auch ethisch. Es ist einfach eine menschliche Verkommenheit, die sich da äußert. Über den Charakter dieser Leute haben wir uns nie Illusionen gemacht, er ist vielfältig in der jüngeren Geschichte erwiesen. Man denke daran, womit sich die Justiz seit der ersten ÖVP-FPÖ-Regierung beschäftigt hat oder nach wie vor beschäftigt. Insofern ist das nur die Fortsetzung eines bestimmten Charaktertypus, der die Kader dieser Partei immer ausge-

Andreas Peham, Rechtsextremismus- und Antisemitismusforscher im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), betreut auch die 1995 gegründete Aktion gegen den Antisemitismus in Österreich. Ein Gespräch über rechten und muslimischen Antisemitismus, die BDS-Bewegung, das „Ibiza-Video“ und die von der FPÖ eingesetzte Historikerkommission

zeichnet hat, der hier zum Vorschein kommt. Überrascht bin ich so gesehen gar nicht, ich fühle mich eher bestätigt.

Aber auch in dieser Derbheit?

Ja. Absolut!

Nach dem Liederbuch-Skandal beschloss die FPÖ im Februar 2018 die Einberufung

einer Historikerkommission, um die „Geschichte des dritten Lagers“ aufzuarbeiten und „dunkle Flecken der Parteigeschichte“ zu beleuchten. Nun ist die FPÖ aus der Regierung. Was bedeutet das für die Kommission?

Es wird jetzt noch unwahrscheinlicher, dass wir jemals irgendwelche Ergebnisse dieser Kommission zu

„Es gibt nichts zu erforschen. Die FPÖ ist die besterforschte Partei Österreichs. Die Anonymität der Mitglieder dieser Kommission spricht jeder Wissenschaftlichkeit Hohn.“

Gesicht bekommen. Es war aber von vornherein nicht viel zu erwarten. Die Anonymität der Mitglieder dieser Kommission spricht jeder Wissenschaftlichkeit Hohn. Jene Mitglieder, die bekannt sind, wie etwa Lothar Höbelt, nennen das Ganze eine Farce. Ich muss dem zustimmen, denn es gibt nichts zu erforschen. Die FPÖ ist die besterforschte Partei Österreichs. Die Burschenschaften haben von Anfang an gesagt, dass ihre Archive verschlossen bleiben. Dabei wäre das entscheidend gewesen. Der Anlass der Einberufung der Kommission war ja schließlich ein Skandal innerhalb der Burschenschaften.

Jahrelang wurden Sie von der FPÖ attackiert, die unter anderem eine Einstellung der Förderungen verlangte. Gibt es nicht einen Wandel innerhalb der Partei?

Ja, unbedingt! Und manche, vor allem in den Burschenschaften im Umfeld der FPÖ, sind gar nicht darüber erfreut. Wir haben letztens einen Bericht erhalten von einer Veranstaltung, bei der Wilhelm Brauner die Historikerkommission vorgestellt hat und sich massive Kritik von Burschenschäftlern anhören musste. Nach außen dringt aber nur ganz wenig durch. Auch jene, die uns am liebsten zusperrten wollten, mussten stillhalten. Denn es ging um weitaus mehr. Sie hatten ja wirklich etwas vor mit dem Land, sie hatten ein Ziel und am Weg dorthin mussten sie uns freundliche Nasenlöcher machen.

Was war das Ziel?

Manche nennen es die illiberale Demokratie, noch weiter Rechtsstehende hofften auf den autoritären Führerstaat. Mit der FPÖ hätte es einen Ausbau der Demokratie, mehr Freiheit und Menschenrechte mit Sicherheit nicht gegeben. Wohl eher von allem weniger.

Hat die FPÖ heute mehr Probleme mit Rechtsextremismus als zuvor?

Nein. Es wurde zu einem Problem, als die FPÖ in der Regierung war. Das

ist aber nichts Neues. Wir stufen die Partei seit 1993 als rechtsextrem ein. In der Hinsicht wird sich auch unter Norbert Hofer nicht viel ändern. Ganz im Gegenteil. Die Geschichte der FPÖ zeigt, dass sie gerade in Phasen der Schwächung auf ihren rechtsextremen Kern zurückgeworfen ist. In solchen Phasen sind politische Mäßigung oder verstärkte Abgrenzung von Rechts nicht zu erwarten.

Wohin entwickelt sich die Partei unter Norbert Hofer?

Die Partei bleibt, was sie ist. Ich sehe angesichts der handelnden Personen keine Reformmöglichkeit, geschweige denn eine Neugründung der FPÖ. Es kann aber sein, dass da arbeitsteilig vorgegangen wird und Norbert Hofer sozusagen das freundliche Gesicht der FPÖ wird. Doch im Unterschied zu 2005 fehlt ihnen ein Beißer wie Strache. Da ist weit und breit niemand in Sicht, der in der Öffentlichkeit eine autoritäre und aggressive Führerfigur oder den Volkstribun spielen kann.

Und Kickl?

Der ist zu sehr belastet, obwohl er angeblich der beste Innenminister aller Zeiten war. Es stimmt schon, von seinen agitatorischen Fähigkeiten her ist Herbert Kickl tauglich. Aber auch er hat seine Weste beschmutzt, etwa im BVT-Untersuchungsausschuss.

Wird sich die FPÖ erholen können?

Leider ja. Weil es in Österreich keinen „Cordon sanitaire“ gibt. Als Dokumentationsarchiv haben wir immer davor gewarnt, wie problematisch solche Leute nicht nur in politischer Hinsicht sind. Deren Menschenverachtung ist nicht nur Programm, sondern wirklich habituell. In einer funktionieren-

den Demokratie hätten solche Leute eigentlich keinen Platz. Sie werden schnell wieder auf die Beine kommen – ich fürchte, auch mithilfe der Konservativen, die keine Koalition mit der Partei ausschließen.

Es war die Einrichtung einer Dokumentationsstelle für politischen Islam geplant. Dabei wollte man sich auch ein Beispiel am DÖW nehmen. Wird das auch unter der künftigen Regierungskonstellation der Fall sein?

Ich gehe stark davon aus. Es war ja auch ein Steckenpferd von Bundeskanzler Kurz und der ÖVP. Ich weiß nicht, ob sie es zu einer Koalitionsbedingung machen würden. Aber ich kann mir gut vorstellen, dass sie es auch in einer anderen Regierungskonstellation durchsetzen werden. Wobei grundsätzlich nichts gegen so eine Stelle einzuwenden ist, wenn sie unabhängig agieren und wirklich wissenschaftlich arbeiten kann. Die Titelgebung stört mich natürlich ein wenig. Der Begriff „politischer Islam“ ist sehr weit gefasst. Man kann eigentlich bei bösem Willen jeden gläubigen und politisch aktiven Moslem dem politischen Islam zuordnen. Bei manchen, die solch eine Dokumentationsstelle forcieren, ist wohl der Hintergedanke, eine ganze Religionsgemeinschaft unter Generalverdacht zu stellen.

Der Verfassungsschutz beobachtet Islamismus bereits. Wozu also eine Dokumentationsstelle?

Man muss sagen, dass die österreichische Rechtsordnung Extremismus als solchen nicht kennt. Wir haben keine Extremismusklausel. Das bedeutet, dass sowohl der Islamismus als auch der Rechtsextremismus in Österreich legal sind. Das ist eben der Punkt! Verboten ist Islamismus plus Gewalt, das ergibt nämlich Jihadismus. Rechtsextremismus plus Gewalt ergibt Neonazismus. Das ist verboten.

Sehen Sie ein Problem mit islamischem Antisemitismus in Österreich?

Andreas Peham, geboren 1967 in Linz, hat neben zahlreichen anderen Veröffentlichungen die Monografien „Der rechte Rand. Extremistische Gesinnungen in unserer Gesellschaft“ (2007) und „Extreme Rechte in Europa“ (2011) publiziert.



© CREATIVE COMMONS

Es geht BDS nicht um die Kennzeichnungspflicht von Waren aus besetzten Gebieten. Es geht um den Boykott Israels, des ganzen Staates. Wir als Dokumentationsarchiv halten die BDS-Kampagne für antisemitisch. Das bedeutet nicht, dass alle BDS-Aktivisten bekennende Antisemiten sein müssen.

Auch Kulturveranstaltungen stehen im Fokus von BDS: Regelmäßig werden Künstler dazu aufgefordert, nicht an Veranstaltungen teilzunehmen, bei denen auch Israelis auftreten.

Ich sehe das Problem. Aber ich gehöre nicht zu jenen, die das Problem des Antisemitismus ausschließlich auf seine islamisierten Artikulationsformen reduzieren. Man kann sagen, die schlechte Nachricht ist, dass es empirisch mehr Antisemitismus von Muslimen gibt. Die gute Nachricht ist, dass ihm argumentativ viel leichter beizukommen ist. Es gibt natürlich Unterschiede, doch die Zuschreibungen, die Juden gemacht wurden und Muslimen gemacht werden, sind sich sehr ähnlich. Indem man ein islamisches Narrativ gegen den Jihadismus starkmacht, kann man vor allem bei jungen Menschen viel erreichen. Das ist eines der Werkzeuge für Präventionsarbeit. Zudem hängt der islamisierte Antisemitismus oft mit dem Nahostkonflikt zusammen. Warum ist das eine gute Nachricht? Er ist nicht ausschließlich in den Köpfen konstruiert, wie etwa autochthone Antisemitismus. Weil es ein real existierender Konflikt ist, gibt es Fakten, dank derer man Präventionsarbeit leisten kann. Da geht etwas!

Es ist immer wieder die Rede von importiertem Antisemitismus und dass dieser den autochthonen abgelöst hätte.

Nein, wie denn? Das geht ja gar nicht. Die autochthonen Antisemiten

haben ja nicht aufgehört, Juden zu hassen. Mit der Rede vom importierten Antisemitismus soll von der Realität des autochthonen abgelenkt werden. Man sollte die Adjektive weniger betonen, dafür den Antisemitismus umso mehr. Ob islamisiert oder autochthon – Antisemitismus ist Antisemitismus, auch wenn er sich unterschiedlich artikuliert.

Die BDS-Bewegung („Boycott, Divestment and Sanctions“) ist eine transnationale politische Kampagne, die mit ihren jährlichen Aktionswochen Israel wirtschaftlich, kulturell und politisch isolieren möchte. Wie bewerten Sie das?

Wir als Dokumentationsarchiv halten die BDS-Kampagne für antisemitisch. Das bedeutet nicht, dass alle BDS-Aktivisten bekennende Antisemiten sein müssen. Wir haben es hier eher mit einem Antisemitismus ohne Antisemiten zu tun. Er lässt sich an den Grundzügen, den Handlungen und Forderungen erkennen. Es geht BDS nicht um die Kennzeichnungspflicht von Waren aus besetzten Gebieten, wie es das EU-Parlament unter großer Kritik beschlossen hat. Es geht hier wirklich um den Boykott Israels, des ganzen Staates. BDS terrorisiert Künstler, weil sie in Israel auftreten, israelische Wis-

senschaftler und sogar NGOs, die sich für Palästinenser einsetzen. Die Boykottforderung in Verbindung mit der Dämonisierung und Delegitimierung Israels als jüdischer Staat – das ist für uns Antisemitismus. Wer Hamas als Widerstand affirmiert, muss sich gefallen lassen, ein Antisemit genannt zu werden.

Beobachten Sie die BDS-Bewegung?

Selbstverständlich. Wir haben schon in den neunziger Jahren verstanden, dass das Beobachtungsfeld Rechtsextremismus zu eng ist. Rassismus und Antisemitismus gehen weit über die extreme Rechte hinaus, sogar bis ganz nach links. Wir betreiben natürlich auch Antisemitismusforschung und das umfasst jeden Antisemitismus.

Wie sollte mit Gruppierungen wie BDS umgegangen werden?

So wie es passiert. Es ist schön zu sehen, dass sie in Österreich nicht Fuß fassen können. Nicht zuletzt auch dank der jährlich stattfindenden linken Gegendemonstrationen. Anders als in Frankreich, England oder Spanien herrschen hier ganz andere Umstände. Wir dürfen uns jedoch nicht in Sicherheit wiegen und müssen die Kritik fortführen.

nu



© PETER RIGAUD

Kushners Plan: Faire Chance verdient

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Jared Kushner, der Sonderberater und Schwiegersohn von US-Präsident Donald Trump, will im Nahen Osten neue und durchaus interessante Wege zur Lösung des israelisch-palästinensischen Konfliktes gehen. Der Erfolg ist keineswegs gesichert, aber wenn, dann – so sagt er pointiert – möchte er nicht auf dem gleichen Weg scheitern, wie alle bisherigen Bemühungen um einen Frieden. Kushner möchte einen Paradigmenwechsel herbeiführen.

Ganz offensichtlich hat die Verbesserung der Lebensbedingungen der Palästinenser und die Belebung der Wirtschaft zuerst einmal Vorrang vor der Verhandlung einer politischen Lösung. Gleichzeitig versichert Jason Greenblatt, Trumps Chefverhandler für die israelisch-palästinensischen Angelegenheiten, dass der Plan nicht nur eine wirtschaftliche Komponente hat, sondern natürlich auch eine politische. Ganz unmittelbar benötigt Israel jedoch Sicherheit, und die Palästinenser brauchen eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation.

Völlig in der bisherigen Denke verfangen scheinen vor allem die langjährigen, weder erfolgreichen noch visionär denkenden Vertreter der Palästinenser wie Mahmoud Abbas, Saeb Erekat oder Hanan Ashrawi. Sie lehnen bisher den Plan ab, noch bevor sie ihn kennen. Andererseits gibt es unter den Palästinensern zunehmend Personen, welche das Potenzial eines wirtschaftlichen Aufschwungs in den Palästinenserger-

bieten durchaus erkennen. Es wird von entscheidender Bedeutung sein, ob sich diese gegen die bisherige und schon lange nicht mehr legitimierte Führung durchsetzen werden können. Mit der Zustimmung der arabischen Länder könnte sich aber letztendlich auch eine Lösung ohne Zustimmung der Palästinenser entwickeln. Es gibt in der Welt genügend Beispiele von Volksgruppen, wie z.B. Kurden, Tibeter, Tamilen usw., denen nicht so eine hohe Aufmerksamkeit zukommt wie den Palästinensern und die keinen eigenen Staat haben.

Der Plan von Jared Kushner verdient jedenfalls eine faire Chance. Er möchte keine bereits dutzendfach ausgetretenen Wege beschreiten und sich mit der Ausverhandlung bereits langjährig bestehender Begriffe beschäftigen. Der Terminus „Zwei-Staaten-Lösung“ ist zum Beispiel ein solcher. Dieser soll bei den Verhandlungen gar nicht auf den Tisch kommen, weil jeder etwas anderes darunter versteht. Es soll also vielmehr – ganz konkret – darüber verhandelt werden, wie Israelis und Palästinenser mit- und nebeneinander leben können.

Was ist sonst noch neu an Kushners Friedensplan? Schon vorab hat Präsident Trump einige tiefgreifende Änderungen vorgenommen. Vor allem zwingen Donald Trump und seine Administration die Palästinenser, gewisse Realitäten anzuerkennen. Erstens: Jerusalem ist und wird die ungeteilte Hauptstadt Israels bleiben. Zweitens: Gewisse Teile des Westjordanlandes werden Teil des anerkannten Staatsgebietes Israels werden. Drittens: Der Flüchtlingsstatus der Palästinenser darf nicht mehr län-

ger perpetuiert und als Hindernis für eine Friedenslösung aufrecht erhalten werden. Ebenso wird es kein sogenanntes Rückkehrrecht für die Palästinenser nach Israel geben. Damit wird eine völlig neue Wahrnehmung eingefordert, denn mit Unterstützung der meisten Länder der westlichen Welt wurden die Palästinenser jahrzehntelang dazu ermutigt, an völlig unrealistischen Erwartungen festzuhalten.

Dafür ist jetzt eine historische Chance gegeben: Nicht mehr Israel, sondern immer mehr entwickelt sich der Iran samt seiner schiitischen Expansion zum größten gemeinsamen Feind und zur tatsächlichen Bedrohung für die sunnitisch-arabischen Staaten. Die Golfstaaten, Saudi-Arabien, Ägypten und andere fürchten den Iran und sehen heute Israel zunehmend als militärischen und ganz besonders als wirtschaftlichen Verbündeten. Gemeinsam mit den USA entwickelt sich hier eine neue Allianz mit großer geostrategischer Potenz und Bedeutung.

Eminent wichtig ist es, dass dabei die EU und die europäischen Staaten nicht ins völlige Abseits geraten, indem sie an vorgestrigen Positionen und Lösungsmodellen festhalten. Eminent wichtig ist es, dass dabei die EU und die europäischen Staaten nicht ins völlige Abseits geraten, indem sie an vorgestrigen Positionen und Lösungsmodellen festhalten. An dieser Stelle könnte auch Österreich eine wichtige Rolle zukommen, zumal wir in den letzten Jahren in den USA und Israel, ebenso wie in den arabischen Ländern und der EU großes Vertrauen und Einfluss genießen.

nu

Wohin geht das Europa der Aufklärung?

Möchte die Geschichte des Judentums nicht ausschließlich als eine des Holocaust erzählt wissen: David Harris.

David Harris, geboren 1949 in New York als Sohn europäischer Juden, ist seit 1990 Exekutivdirektor des 1906 gegründeten American Jewish Committee, einer der ältesten und wichtigsten jüdischen Organisationen. Harris war maßgeblich an der Betreuung der größten Migrationsbewegung von Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion nach Israel beteiligt. NU besuchte ihn in New York.

VON DANIELLE SPERA (TEXT)
UND RACHEL ENGELBERG (FOTOS)

Man schrieb das Jahr 1978. Von einem Büro am Brahmsplatz im vierten Wiener Bezirk aus begleitete David Harris eine historische Migrationsbewegung: die Auswanderung hunderttausender Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion über Österreich nach Israel. „Es war eine wunderbare Zeit, ich durfte Menschen betreuen, die die ersten Momente in ihrem Leben

in Freiheit verbrachten. Ich nahm sie in Empfang und erlebte, dass das offizielle Österreich half, diese wichtige Migrationsbewegung nach Israel in Gang zu bringen und zu organisieren. Österreichische Soldaten schützten die jüdischen Migranten, und ich dachte immer wieder daran, was Soldaten vierzig Jahre zuvor hier getan hatten. Nun schützten sie Jüdinnen und Juden vor neuen Feinden: palästinensischen Terroristen, der Baader-Meinhof-Bande oder den Roten Brigaden. Es verwirrte mich, vor allem, wenn ich an meinen Vater und sein Bild von Österreich dachte und gleichzeitig erlebte, wie sehr sich dieses Land engagierte, sowjetische Jüdinnen und Juden in die Freiheit zu bringen und sie vor einem kulturellen Genozid zu retten.“

Seinen Eltern war nach dem Anschluss die Flucht in die USA gelungen. Vor allem der Vater wollte nie mehr nach Österreich zurück. „Als sogar der Antrag auf Wiedergutmachung abgelehnt wurde, war mein Vater am Boden zerstört“, erinnert sich David Harris. „Wenige Monate nach der Ablehnung kam ein Brief aus Wien mit einer Entschuldigung, man habe etwas verwechselt und mein Vater würde selbstverständlich eine Wiedergutmachung bekommen. Aber da war mein Vater bereits tot. Wiedergutmachung ist auch so ein Wort. Was geschehen ist, kann man mit einem Scheck nicht wieder gut machen, egal wie hoch der Scheck auch immer sei.“

Normales Dilemma

Die Familie seiner 1923 in Moskau geborenen Mutter war in der Stalin-Zeit nach Paris emigriert, später in die USA ausgewandert. Die des Vaters, der 1920 in Budapest geboren wurde, gelangte über Berlin nach Wien. Der Vater galt als Wunderkind der Wissenschaft, doch der „Anschluss“ 1938 beendete nicht nur abrupt das Familienleben – die Großmutter wurde Köchin in der sowjetischen Armee, der Großvater flüchtete nach China und gelangte schließlich in die USA, sein

Vater blieb bei einer Tante in Wien –, sondern bedeutete auch das Ende der Schulbildung für seinen Vater. Der floh nach Frankreich, meldete sich bei der französischen Fremdenlegion und landete in Nordafrika, wo er nach dem Sieg der Nationalsozialisten über Frankreich drei Jahre in einem algerischen Arbeitslager interniert wurde. Beim ersten Fluchtversuch wurde er verwundet, doch schließlich schlug er sich mit einer Gruppe von Berbern nach Algier durch. Er heuerte beim amerikanischen Militärnachrichtendienst OSS (Office of Strategic Services) an und wurde für seine lebensgefährlichen Einsätze mit einer neuen Identität ausgestattet.

Nach dem Krieg wurde er vom OSS in die USA zurückberufen, wo ihn ein Bekannter aus dem Militärnachrichtendienst unter die Fittiche nahm: Filmregisseur John Ford gab dem jungen Juden aus Europa Arbeit als Techniker in Hollywood. Noch in Europa hatte er seine spätere Frau kennengelernt, Sohn David wurde in Santa Monica geboren. Doch bald übersiedelte die Familie nach New York. Die oberflächliche Atmosphäre behagte den Eltern nicht: „Meine Eltern waren Europäer. Hollywood, oder besser gesagt, Los Angeles war so weit von der europäischen Geschichte und Tradition entfernt.“

In den sechziger Jahren lebte die Familie einige Zeit in München. Seine Eltern, erinnert er sich, diskutierten damals oft darüber, was wohl die Nachbarn, die Menschen auf der Straße, in den Restaurants, während der Nazi-Zeit getan hatten. Ob sie bei der SA, der SS oder „nur“ bei der Wehrmacht waren. „Meine Eltern sprachen ständig davon, wieso hier nichts von Schuldgefühlen zu spüren war. Gleichzeitig freundete ich mich mit deutschen Kindern an, genoss das Essen und lebte zusehends in einem Dilemma, ich lebte ein normales Leben in einer abnormalen Situation.“

1979, ein Jahr, nachdem er in Österreich russische Jüdinnen und Juden

bei der Emigration nach Israel unterstützt hatte, engagierte er sich beim American Jewish Committee, 1990 wurde er dessen Executive Director. Österreich und sein „schlampiges“ Verhältnis zu seiner Vergangenheit akzeptierte er nicht: „Ein hochrangiger österreichischer Politiker sagte damals zu mir: ‚Ich war gerade in Auschwitz, jetzt werde ich Sie um einen Gefallen bitten.‘ Was hat denn das eine mit dem anderen zu tun? Das hat mich in meiner großen Skepsis gegenüber Österreich bestärkt.“

Erst das berühmte Einbekenntnis der Mitverantwortung Österreichs an den Verbrechen des Nationalsozialismus, das der damalige Bundeskanzler Franz Vranitzky 1991 im Nationalrat aussprach, brachte eine Veränderung. „Allerdings erleben wir mit Österreich ein ständiges Wechselbad, es gab ja auch Jörg Haider und den Aufstieg der FPÖ. Unsere Linie als AJC ist es nicht, Politiker zu unterstützen, doch ich muss sagen, Sebastian Kurz ist ein echter Freund und verlässlicher Partner der Juden. Als Bundeskanzler musste er tatsächlich alle Skeptiker gegenüber Österreich umstimmen. Bei seiner Rede in Israel vor tausenden amerikanischen Jüdinnen und Juden sagte er wörtlich, es sei Österreichs moralische Verpflichtung und Teil der Staatsräson, Israel zu unterstützen. Das war ein Meilenstein für die österreichische Gegenwart und Zukunft.“

Dunkle Wolken

Österreich habe heute eine blühende jüdische Gemeinde, die selbstbewusst und öffentlichkeitswirksam auftritt und auch im Parlament mit jüdischen Abgeordneten vertreten ist.

In seiner eigenen Familie konstatiert Harris in der Frage des politischen Engagements generationsabhängige Zugänge: „Meine Mutter ist skeptisch, was jüdische Kandidaten für ein politisches Amt in den USA anlangt. Sie sagt immer: ‚Wenn wirtschaftlich oder politisch etwas schlecht läuft, wird man die Juden dafür verantwortlich

„Meine Kinder sehen keinen Unterschied, ob jemand jüdisch ist oder nicht, Hauptsache, er oder sie macht gute Politik.“



Danielle Spera im Gespräch mit AJC-Executive Director David Harris in New York

machen. Meine Generation beurteilt das ganz anders, nämlich mit Stolz über den Fortschritt und die Offenheit des Landes. Meine Kinder wiederum sehen keinen Unterschied, ob jemand jüdisch ist oder nicht, Hauptsache, er oder sie macht gute Politik.“

Es wäre allerdings geradezu selbstmörderisch, die dunklen Wolken am Horizont nicht wahrzunehmen, sowohl in den USA, wo die jüngsten Anschläge auf Synagogen Anlass zu Sorge geben, als auch in Europa. „Wir vom AJC haben in den vergangenen Jahren immer wieder auf das Thema Antisemitismus aufmerksam gemacht, doch kein Politiker wollte auf uns hören. Ich sehe drei Auslöser: Die extreme Rechte, die Jihadisten und deren Anhänger sowie die extremen Linken, deren Antizionismus nicht mehr von Antisemitismus zu unterscheiden ist. Die geradezu zwanghafte Beschäftigung mit Israel z. B. durch die BDS-Bewegung ist doch kein Engagement für die Palästinenser, sondern eines gegen Jüdinnen und Juden. Wer kümmert sich denn um das Schicksal der Palästinenser im Libanon oder in Syrien? Leider gibt es keine Impfung gegen diese Krankheit namens Antisemitismus. Vielleicht müssen wir auf die Jahre seit dem Zweiten Weltkrieg als goldene Ära zurückblicken, die sich jetzt dem Ende zuneigt.“

Harris plädiert dafür, die Geschichte des Judentums nicht ausschließlich als Geschichte des Holocaust zu erzählen: „Von den siebeneinhalb Milliarden Menschen weltweit sind nur 15 Millionen jüdisch. Die meisten Menschen haben bestimmt noch nie einen Juden getroffen. Warum sollen sie sich mit der Schoah beschäftigen? Und ist die Opferrolle das Einzige, was über Juden vermittelt werden soll? Wer waren wir vorher und wer sind wir nachher? Da geht es um den Geist des Überlebens, des Fortbestands, das sollten Jugendliche erfahren. Es schmerzt mich, dass diese Geschichten nicht erzählt werden, vor allem auch nicht von Juden. Man kann und darf nicht über ermordete Juden weinen, wenn man nicht auch über die lebendigen jüdischen Gemeinden spricht. Es geht nicht, dass Regierungen Israel angreifen oder Antisemitismus im eigenen Land nicht bekämpfen, aber gleichzeitig Krokodilstränen in Auschwitz vergießen.“ Ein großes Thema sei auch

die Demografie, fügt Harris an: „In Europas Schulen behaupten Jugendliche, die aus der Türkei, aus Syrien, dem Irak stammen, der Holocaust sei Fiktion, um die Staatsgründung Israels zu legitimieren.“

Zwar hätten Jüdinnen und Juden heute einen Platz, wo sie hingehen können, wenn es unangenehm werde. Doch die Empfehlungen amerikanisch-jüdischer Organisationen zur Auswanderung bezeichnet er als Chuzpe. Jeder solle selbst entscheiden, wo er leben möchte. „Die Frage ist doch, wohin geht das Europa der Aufklärung und der Demokratie, das Europa, das menschliche Würde hochhält, wenn die Juden Europa verlassen? Ich sage den europäischen Politikern: Antisemitismus ist nicht unser Problem, es ist eures. Wir sind vielleicht das erste, aber letztendlich sind alle Demokratien das Ziel. Wenn man das nicht versteht, hat man aus der Geschichte tatsächlich nichts gelernt.“

nu

Bekenntnis zu einem Ariseur

VON THOMAS TRENKLER

Anfang Juli 2013 wurde eine umfangreiche Studie über die „Wiener Straßennamen als ‚Politische Erinnerungsorte‘“ präsentiert. Unter der Leitung des Zeitgeschichtlers Oliver Rathkolb hatte eine Kommission nach zweijähriger Recherche 159 kritische Benennungen von Verkehrsflächen gefunden. Deren Namensgeber waren unter anderem Antisemiten oder „dem Nationalsozialismus politisch zu nahe gekommen“.

Bekanntlich wirkte Paula Wessely, nach der ein Weg im 19. Bezirk benannt ist, im NS-Propagandafilm *Heimkehr* mit. Und der Dirigent Herbert von Karajan (Platz im 1. Bezirk) war NSDAP-Mitglied. Beim Blättern in der Studie kam man aus dem Staunen nicht heraus. Der Opernsänger Josef von Mandowara (Gasse im 23. Bezirk) erfreute sich bei Hitler und Göring „größter Beliebtheit“. Der Komponist Hans Pfitzner (Gasse und Brücke im 23. Bezirk) verharmloste nach dem Weltkrieg die NS-Verbrechen. Der Designer Carl Auböck (Promenade im 22. Bezirk), SA-Mitglied, wurde in der NS-Zeit als „Alter Kämpfer“ eingestuft. Beklemmenderweise wurden auch noch in den 2000er-Jahren Verkehrsflächen nach ehemaligen „Nazis“ benannt, 2009 etwa der Clarplatz nach dem Geologen Eberhard Clar.

Nationalsozialistischer Diener

Hochinteressant waren die Recherchen von Peter Autengruber, Mitglied der Kommission, über den Radrennfahrer Franz „Ferry“ Dusika (1908–1984), nach dem nicht nur eine Gasse im 22. Bezirk, sondern auch ein Stadion benannt ist.

Der aus armen Verhältnissen stammende Franz Dusika, Bronzemedailleengewinner bei der Rad-WM in Rom 1932, trat nach dem „Anschluss“ als Ariseur in Erscheinung: Im Jänner 1939 erhielt er von der „Vermögensverkehrsstelle“ die Genehmigung zur „Übernahme“ des



Franz „Ferry“ Dusika: radfahrender Hitlerverehrer und Namenspatron für ein Stadion.

Fahrradgeschäftes von Abraham Adolf Blum in Floridsdorf. Die NSDAP bestätigte, dass Dusika Mitglied der Partei sowie SA-Oberscharführer sei.

Dusika stellte die von ihm herausgegebene Radsportzeitschrift *Österreichischer Radsport* in den Dienst des Nationalsozialismus. Der „Anschluss“ 1938 wurde darin freudig begrüßt: „In der Nacht vom 12. März d. J. sind wir Radsportler und mit uns alle Volksgenossen Deutsch-Österreichs Zeugen einer geschichtlichen Großtat gewesen. Deutsch-Österreich ist nationalsozialistisch geworden! Einem Lauffeuer gleich ging diese Nachricht durch alle deutschen Gaue und erfüllte die Herzen aller deutschen Menschen mit unbeschreiblichem Jubel und Freude. Ein langersehnter Traum vom großen Reich der Deutschen ist endlich in Erfüllung gegangen! Wir alle, vor allem wir Sportler, sind jetzt Streiter geworden. Soldaten einer neuen Idee (...) Und über uns allen steht der Führer. Ihm wollen wir dienen, für ihn wollen wir streiten. Denn er war unser Retter aus höchster Not.“

Wenig später rechnete Dusika mit den Radsportfunktionären vor 1938 ab, durchaus mit antisemitischer Note, wie Autengruber anmerkt: „Gott sei Dank, daß wir von diesen unfähigen Diktatoren des Sports erlöst wurden und auch der Mann, gegen den unser Kampf im Besonderen ging, wird von der Bildfläche verschwinden. Schlesinger ist ein Judenmischling und somit im neuen Deutschland unmöglich. Seine diktatorische Herrschaft, gepaart mit nicht zu überbietender Unfähigkeit, hat dem Radsport viel Leid und Mißerfolg gebracht. Auch das ist zu Ende.“

Nach dem Zusammenbruch des Drit-

ten Reiches behauptete Dusika allerdings: „Meine Tätigkeit war rein sportlich, mit der richtigen, politischen SA hatte ich nie etwas zu tun.“ Die Verfahren vor dem Volksgerichtshof wegen Registrierungs Betrugs, Illegalität und missbräuchlicher Bereicherung wurden letztlich eingestellt. Dusika konnte seine aktive Karriere fortsetzen, seine Radsportbücher, darunter *Der erfolgreiche Radrennfahrer*, erschienen in der Besatzungszeit beim kommunistischen Globus-Verlag.

2013, nach Veröffentlichung der Studie, die in der Folge unter dem Titel *Umstrittene Wiener Straßennamen* als Buch (Pichler Verlag) erschien, fragten sich einige, ob ein Ferry-Dusika-Stadion in Zeiten politischer Korrektheit tragbar bei. Das Bezirksparlament von Wien-Leopoldstadt sprach sich schließlich für eine Umbenennung aus. Und man suchte, wie es hieß, nach einer Radsportpionierin, die als Namenspatronin fungieren könne.

Im März 2014 erinnerte Fritz Neumann im *Standard* daran, dass Dusika einer 28-köpfigen „Schlüsselgruppe“ zuzurechnen ist, bei der man „nicht zur Tagesordnung übergehen sollte“. Er schrieb: „Zeit seines Lebens in Wien hochangesehen, machte er Helmut Zilk und Dagmar Koller den Trauzeugen. Nach Dusikas Tod 1984 erhielt Zilk die Dusika-Villa in Portugal, und das Wiener Hallenstadion erhielt den Namen Dusika-Stadion.“

Fünf Jahre später heißt das Stadion immer noch nach Dusika. Von der Idee, es umzubenennen, ist man abgekommen: Auf Nachfrage teilte das Kulturamt mit, dass (wie auch beim Straßenschild Dusikaweg) eine Zusatztafel angebracht werde. Angeblich noch in diesem Sommer.

nu

Wem Ruhm gebührt

VON RENÉ WACHTEL

In der International Jewish Sports Hall of Fame in Netanja werden jüdische Sportlerinnen und Sportler aus aller Welt geehrt. Hier finden sich Athleten mit außergewöhnlichen Erfolgen, die sich zu ihrem Judentum bekannten und durch besondere gesellschaftliche Leistungen auszeichneten. Die 1981 gegründete Ruhmeshalle am Campus des Wingate-Instituts wird vom Makkabi-Verband betrieben. Ein Rundgang mit ausgewählten Porträts.



Erster Olympiasieger der Neuzeit: Paul Neumann

Österreich/Schwimmen

Als er 1896 in Athen über 500 Meter Freistil (Kraulen) den Sieg erschwamm, war Paul Neumann der erste österreichische Olympiasieger der Neuzeit. Durchgeführt wurden die Schwimmwettbewerbe vor dem Hafen von Zea im Salzwasser. Für Neumann, der bereits einige Meistertitel in Österreich gewonnen hatte, ein ungewohntes Terrain: Noch nie war er im Meer wettkampfmäßig geschwommen. Als zusätzlich schwierig erwies sich der Umstand, dass er seine Konkurrenten aufgrund des hohen Wellengangs nicht sehen konnte. Erst nachdem er sich nach dem Wettbewerb bereits umgezogen hatte, bemerkte er die österreichische Flagge am Mast und hörte er die Hymne. Nach den Olympischen Spielen wanderte er in die USA aus, studierte Medizin und stellte noch mehrere Weltrekorde auf. Dennoch kehrte er nach Wien zurück, wo er das moderne Schularztwesen in Österreich begründete. Paul Neumann starb 1932 in Wien.

Israelischer Sportheld: Talbot „Tal“ Brody

Israel/Basketball

Dass Basketball in Israel als Nationalsport gilt, ist auch der großartigen Basketballmannschaft von Maccabi Tel Aviv in den siebziger Jahren und einem der Stars der Mannschaft zu verdanken: Tal Brody. Geboren 1943 in Trenton, New Jersey, begann Brody schon früh Basketball zu spielen und war auf US-Universitäten sehr begehrt. 1970 führte er, nach seiner Alija, die Basketballmannschaft von Maccabi Tel Aviv zum Meistertitel, sieben Jahre später zum Gewinn des Europapokals der Landesmeister. Unvergesslich bleibt das Halbfinalspiel gegen ZSKA Moskau: Am Höhepunkt des kalten Krieges war es dem russischen Team verboten, nach Israel zu kommen – so wie auch Maccabi Tel Aviv die Reise nach Moskau. So einigte man sich auf Virton in Belgien als neutralen Austragungsort. Obwohl ZSKA als haushoher Favorit gehandelt wurde, siegten Brody und Co. mit 91 zu 79 Punkten. Am Ende des Spieles sagte er: „Wir sind auf der Weltkarte und bleiben auf der Weltkarte!“ Das machte ihn in Israel zum Volkshelden. 1979 wurde Brody als erster Sportler überhaupt mit dem Israel-Preis ausgezeichnet.



Mit dem Davidstern gegen Max Schmeling: Max Baer

USA/Boxen

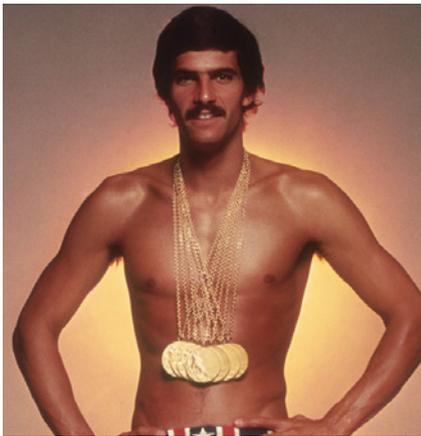
Für viele Juden in den USA war der Boxsport auch die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg. So sind in der Jewish Hall of Fame mehr als 47 Boxer aufgelistet, mehr Sportler als in allen anderen Kategorien. Stellvertretend hier die Geschichte von Max Baer, geboren 1909 in Nebraska. Baer war in den dreißiger Jahren Schwergewichtsboxer und wurde durch einen Kampf gegen Max Schmeling berühmt, der 1933 in New York stattfand. Baers Vater war Jude, und so wollte er beim Zusammentreffen mit Schmeling Stellung gegen die Nazis beziehen, weshalb er sich einen großen Davidstern auf seine Hose nähen ließ. Er besiegte Schmeling durch technischen Knockout in der zehnten Runde. 1934 wurde er Schwergewichtsweltmeister durch technischen Knockout gegen Paolo Carnera, wurde aber gleich in seinem ersten Kampf danach vom Außenseiter Jim Braddock nach Punkteentscheidung entthront. Dieser Boxkampf wurde 2004 mit Russel Crowe und Renée Zellweger verfilmt (Cinderella Man). Max Baer starb 1959 und wurde im Jahr 1995 in die International Boxing Hall of Fame aufgenommen – als Nr. 22 der hundert größten Boxer aller Zeiten.

Die erste Olympiamedaille für Israel: Yael Arad

Israel/Judo

Als Yael Arad bei den Olympischen Spielen 1992 in Barcelona die Silbermedaille im Halbmittelgewicht im Judo gewann, schrieb die Jerusalem Post: „When the history books of Israel sport are written ... the name of Yael Arad will be one of the most seminal!“ Geboren 1957 in Tel Aviv, begann Arad im Alter von acht Jahren mit Judo. Schon sehr bald wurde ihr Talent erkannt und sie begann unter dem Herren-Nationalteamtrainer von Israel zu trainieren. Mit 17 Jahren gewann sie ihr erstes internationales Turnier. Bei den Europameisterschaften 1989, 1990 und 1991 gewann sie jeweils Medaillen in Silber und Bronze. Der Höhepunkt aber war Barcelona – diese Medaille, die erste für Israel, widmete sie den israelischen Opfern des Massakers bei den Olympischen Spielen in München 1972. Nach ihrem Abschied vom Wettkampfsport war sie noch einige Zeit als Trainerin tätig, heute kommentiert sie für das israelische Fernsehen Judowettkämpfe.





Die Sportikone: **Mark Spitz**

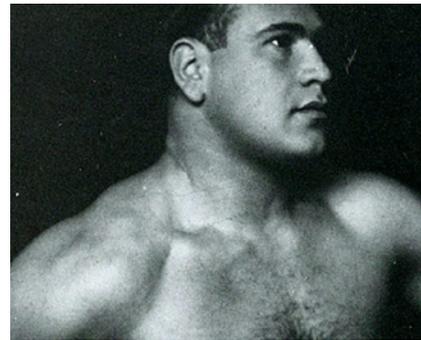
USA/Schwimmen

Wer kennt nicht seinen Namen – Mark Spitz, wohl einer der größten Sportler aller Zeiten. Seine Erfolge sind immer noch einzigartig, bereits als 15-Jähriger gewann er bei der Makka-biade in Tel Aviv vier Goldmedaillen. Bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko holte er mit der Mannschaft zwei Goldmedaillen in der Staffel, doch der Höhepunkt kam 1972 in München. Nach den Spielen 1968 hatte er an der Universität von Indiana Zahnmedizin inskribiert, arbeitete mit seinem Trainer James Counsilman aber vor allem an der Vorbereitung auf die Spiele. Während seiner Studienzeit gewann er acht nordamerikanische Titel, nahm aber an keiner Weltmeisterschaft teil. Und dann war es in München soweit: Innerhalb von acht Tagen gewann Spitz sieben Goldmedaillen, jede mit einem Weltrekord – eine bis damals einmalige Leistung. Am nächsten Tag wurde das israelische Olympiateam von palästinensischen Terroristen überfallen und ermordet. US-Marines brachten das US-Olympiateam und andere jüdisch-amerikanische Sportler an einen sicheren Ort. Mark Spitz flog anschließend in die USA zurück und trat am Ende des Jahres, im Alter von 22 Jahren, vom aktiven Sport zurück. Nachdem er schon 16 Jahre intensives Training hinter sich hatte (mit drei Jahren begann er mit dem Schwimmtraining auf Hawaii), meinte er, seine Leistung nicht mehr übertreffen zu können. Spitz gelangen insgesamt 33 Weltrekorde, seine Olympia-Leistung wurde erst 2008 in Peking von Michael Phelps (acht Goldmedaillen) übertroffen. Heute lebt Mark Spitz mit seiner Familie in Los Angeles und ist im Immobilienbusiness tätig.

Der Neue neben Dominic Thiem: **Nicolás Massú**

Chile/Tennis

Geboren 1979 im chilenischen Viña del Mar, galt Nicolás Massú bereits 1997 als einer der besten Nachwuchsspieler der Welt. Seine Mutter Sonia Fried ist jüdischer Abstammung, sein Vater Manuel hat arabische Vorfahren. Die Liebe zum Tennis wurde durch seinen Großvater Ladislao Fried geweckt. Weltbekannt wurde er im Jahr 2004, als er bei den Olympischen Spielen in Athen sowohl den Einzeltitel als auch mit seinem Partner Fernando Gonzalez den Olympiasieg im Doppel holte. Zu dieser Zeit war er auch die Nummer neun in der ATP-Weltrangliste (seine höchste jemals erreichte Platzierung). Im Jahr 2013 trat er vom aktiven Tennissport zurück. In Österreich ist er spätestens seit Anfang des Jahres bekannt: als neuer Trainer von Dominic Thiem.



Hakoah-Wrestler und Fleischer: **Nikolaus „Mickey“ Hirschl**

Österreich/Ringen

Die Hakoah zu Wien war in den 1920er- und 1930er-Jahren einer der besten Sportvereine Europas und mit mehr als 5000 Mitgliedern auch einer der größten. In den Kategorien Fußball (1925 österreichischer Meister), im Schwimmsport, Fechten und Wasserball waren die Mitglieder von Hakoah Wien führend. Dafür stellvertretend die Geschichte von Mickey Hirschl. Er wurde 1908 in Wien als Sohn eines koscheren Fleischers geboren. Am Anfang turnte er bei Makkabi in Wien, ging aber bald zu Hakoah und begann mit dem Ringen (sowohl im griechisch-römischen Stil als auch im Freistil). Er war Mitglied der Hakoah-Ringermannschaft, die von 1929 bis 1934 rund 130 internationale Titel gewann. Im Schwergewicht war Hirschl schon mit 15 Jahren österreichischer Meister und 1932 Europameister. Mit seinem Europameistertitel in der Tasche flog er als einer der Favoriten zu den Olympischen Spielen nach Los Angeles. Trotz einer Verletzung, die er sich in der ersten Runde zuzog, gewann er noch zwei Bronzemedaillen. Hirschl war politisch beim Republikanischen Schutzbund aktiv. Als der Antisemitismus in den dreißiger Jahren immer rabiater wurde, übernahmen er und seine Kollegen auch Schutzfunktionen in der jüdischen Gemeinde. 1934 wurde er beschuldigt, in einem Park in Wien einen Nazi erschossen zu haben, und musste nach Palästina fliehen. Im Zweiten Weltkrieg unternahm er für die britische Armee Kommandoaktionen in Nordafrika. 1947 gingen er und seine Frau, eine Wiener Jüdin, nach Australien, wo er wie sein Vater als Fleischer arbeitete. Mickey Hirschl starb 1991.



Der „wilde Hund“ auf dem Asphalt: Jody Scheckter

Südafrika/Autorennsport

Schon in seiner Jugend in Südafrika begabte Jody Scheckter dem Antisemitismus. Obwohl weiß, wurde er in der Schule als Jude oft ausgegrenzt. Sein Vater war Autohändler, und wie auch sein älterer Bruder begann Jody früh mit dem Kart-sport. Nach ersten Erfolgen wanderten er und sein Bruder 1971 nach England aus, in die Heimat des Motorsports. Bereits 1972 bestritt er sein erstes Rennen in der Königsklasse auf McLaren. Berühmt – und berüchtigt – wurde er aber, als er beim Grand Prix von Großbritannien die bis dahin größte Massenkarambolage der Formel 1 verursachte: In den Crash am Ende der ersten Runde waren elf Fahrzeuge verwickelt, die Aufräumarbeiten dauerten mehr als eineinhalb Stunden. 1974 nahm ihn Ken Tyrrell als Nachwuchstalent in seinem Rennstall auf – und in seinem erst 13. Rennen gelang Jody Scheckter beim Grand Prix von Schweden schließlich der erste Formel-1-Sieg. In diesem Jahr wurde er auch Dritter in der Weltmeisterschaft. 1977 nahm er ein Angebot des neu gegründeten Rennstalls des Austrokanadiers Walter Wolf an und fuhr gleich im ersten Rennen der Saison auf dem Wolf WR1 den ersten Platz ein. Am Ende der Saison wurde Jody Scheckter Vizeweltmeister. Als er 1979 das Angebot erhielt, für Ferrari zu fahren, schlug er sofort zu: Die Saison sollte das beste Jahr in Scheckters Laufbahn werden. Er gewann drei Rennen, darunter in Monaco und Monza, und wurde Weltmeister. Die nächste Saison dagegen war mit der Ferrari-Fehlkonstruktion 312/T5 mehr als enttäuschend. Weil ihm die Motivation fehlte, gab Scheckter seinen Rücktritt bekannt. Nach dem Ende seiner Rennsportkarriere wurde er erfolgreicher Geschäftsmann. Sein erstes Unternehmen, das sich auf Waffensimulatoren für Scharfschützentraining spezialisierte, verkaufte er schließlich um 100 Millionen Dollar. In den neunziger Jahren kaufte Scheckter in England eine Farm für organische und biodynamische Produkte.

Olympiasiegerin und Flüchtling: Agnes Keleti

Ungarn/Turnen

1921 in Budapest geboren, begann sie bereits im Alter von vier Jahren mit dem Kunstturnen. Schon 1940 hätte sie für Ungarn an den Sommerspielen in Helsinki teilnehmen sollen, die wegen des Zweiten Weltkriegs aber ausfielen. Während der Besetzung Ungarns durch die Nazis überlebte sie als christliche Magd verkleidet am Land, ihr Vater wurde in Auschwitz ermordet, die Mutter und Schwester überlebten den Holocaust mit schwedischen Papieren, ausgestellt von Raoul Wallenberg. Nach dem Krieg nahm Agnes Keleti wieder wettkampfmäßig das Turnen auf. 1948 konnte sie aufgrund einer Verletzung zwar nicht an den Olympischen Spielen teilnehmen, aber 1952 in Helsinki errang sie eine Goldene (Bodenturnen), eine Silberne mit der Mannschaft und zwei Bronzemedailles (Stufenbarren und Gruppengymnastik). 1956 kam es in der ungarischen Heimat zum Volksaufstand, während sie sich in Melbourne bei den Olympischen Spielen aufhielt. Keleti gewann vier Goldmedaillen (Bodenturnen, Stufenbarren, Schwebebalken und Gruppengymnastik), kehrte nicht nach Ungarn zurück und beantragte politisches Asyl in Australien, das ihr auch gewährt wurde. Nachdem ihrer Mutter und Schwester die Flucht aus Ungarn gelungen war, gingen alle drei nach Israel. Dort unterrichtete sie 29 Jahre am Wingate-Institut. Agnes Keleti erhielt 2017 den Israel-Preis, die höchste Auszeichnung des Staates. Mit fünf Gold-, drei Silber- und zwei Bronzemedailles zählt sie zu den erfolgreichsten Olympioniken und ungarischen Sportlerinnen.



Trainerlegende und Sportreporter:

Hugo und Willy Meisl

Österreich/Fußball

Zu den größten österreichischen Persönlichkeiten im Sport zählt das Brüderpaar Meisl. Hugo Meisl wurde als Sohn des jüdischen Kaufmannes Ludwig Meisl und seiner Frau Karoline, geb. Mautner, 1881 in Maleschau (heute Malešov) in Böhmen geboren; der jüngere Willy Meisl 1895 in Wien. Beide begeisterten sich schon früh für den Fußball. Hugo machte trotzdem eine Berufsausbildung (unter anderem in Triest und Wien) als Bankkaufmann. Nach fester Anstellung dann in Wien begann er bald Fußballspiele zu pfeifen und wurde einer der besten und anerkanntesten Schiedsrichter in Europa. Nach dem Ersten Weltkrieg begann seine Trainerkarriere für die Österreichische Fußballnationalmannschaft. Er war auch der Trainer des „Wunderteams“, der besten jemals aufgestellten österreichischen Nationalmannschaft. Untrennbar mit den Namen Matthias Sindelar, Karl Zischek, Karl Sesta, Walter Nausch usw. verbunden, blieb es von 1931 bis 1933 in zwölf Spielen ungeschlagen. Mit dem Europameistertitel 1932 war der Höhepunkt erreicht (es ist bis heute der einzige Titel, den eine österreichische Fußballmannschaft erreichte). Hugo Meisl starb 1937 im Alter von 55 Jahren während der Arbeit an einem Herzschlag. Bruder Willy gilt bis heute als einer der besten Sportreporter der Welt, außerdem war er als Fußballer, Tennisspieler, Schwimmer, Boxer und Mitglied der Wasserballmannschaft erfolgreich. Nach Ende seines Jusstudiums begann Willy Meisl als Sportjournalist und ging nach Berlin. Bald wurde er in Deutschland als „Vater des modernen Sportjournalismus“ und „König der Sportjournalisten“ bezeichnet. Legendär sind auch seine Rundfunkübertragungen. Nach der Machtgreifung der Nazis 1933 flüchtete Willy Meisl 1934 nach England und schrieb bis zu seinem Tod für führende Zeitungen. 1954 wurde er von World of Sport zum „Worlds No. 1 Soccer Critic“ berufen. Willy Meisl starb 1968 nach langer, schwerer Krankheit in Lugano.



Comeback nach München: **Esther Roth-Shachamov**

Israel/Leichtathletik

Esther Roth-Shachamov kam 1952 als Tochter russisch-jüdischer Einwanderer in Tel Aviv zur Welt. Mit 14 Jahren wurde sie von Amitzur Shapira entdeckt, der zu ihrem Förderer und Trainer wurde. Sie spezialisierte sich auf den 100-Meter-Lauf, 200-Meter-Lauf und Weitsprung und wurde in allen drei Disziplinen israelische Meisterin. Mit 20 Jahren galt sie bei den Olympischen Spielen 1972 in München als Geheimfavoritin für die Laufdisziplinen. Gleich in ihrem ersten Vorlauf über 100 Meter gelang ihr ein neuer israelischer Rekord, der bis ins Jahr 2002 halten sollte. Dann kam der 5. September. Nach Stunden des banges Wartens erfuhr sie, dass alle Geiseln von den Terroristen ermordet worden waren, darunter auch Amitzur Shapira. Shachamov sagte ihre Teilnahme an den ausstehenden Wettbewerben ab und reiste nach Israel zurück. Nach dem Tod ihres Trainers wollte sie ihre Karriere beenden. Nach einem Jahr überredete sie ihr späterer Ehemann und Trainer Peter Roth, wieder mit dem Leistungssport zu beginnen. Bei den Olympischen Spielen in Montreal 1976 war sie die Fahnenträgerin der israelischen Delegation. Beim 100-Meter-Hürdenwettbewerb kam sie sogar ins Finale und belegte den sechsten Platz – damit war sie die beste Teilnehmerin außerhalb Osteuropas, dessen Teams zur damaligen Zeit die Sprintstrecken beherrschten. Bis zu ihrem Rücktritt im Jahr 1979 im Alter von nur 27 Jahren galt Roth-Shachamov als eine der besten Sprintläuferinnen der Welt. 1999 erhielt sie den Israel-Preis. Sie lebt heute mit ihrem Mann und zwei Kindern in Kfar-Saba bei Tel Aviv.

Amerikanischer Superstar: **Julian Edelman**

USA/American Football

Auch in der amerikanischsten aller Sportarten, dem American Football, sind Juden aktiv. Nicht so sehr als Spieler – dieses Jahr waren nur neun von knapp 1700 Spielern jüdisch –, sehr wohl aber als Vereinsbesitzer: Zirka ein Drittel der Teambesitzer sind jüdisch. Darunter auch Robert Kraft, Eigentümer der New England Patriots, deren Wert auf 3,8 Mrd. Dollar geschätzt wird. Gekauft hat Kraft 1995 seinen Anteil um 172 Mio. Dollar. Auch einer seiner Superstars ist Jude, und zwar Julian Francis Edelman. Geboren 1986 in Kalifornien, spielt Edelman auf der Position des Wide Receivers und wurde heuer für sein Team zum Matchwinner bei der Super Bowl. Edelman zeigt sein Judentum und ist dafür bekannt, dass er jüdische Feiertage, soweit mit dem Spielplan kompatibel, einhält. Auch sein Kampf gegen Antisemitismus und für Israel zeichnen ihn aus. Nach der Terrorattacke auf die Synagoge in Pittsburgh trug er eigens angefertigte Schuhe mit einem Davidstern und der Inschrift „Stronger Than Hate“ und dem Logo der „Tree of Life“-Synagoge. Meistens trägt er auch eine Baseballkappe mit einem Davidstern. Für ihn ist dieses Engagement genauso wichtig wie sein Spiel.



Königin des Floretts: **Ilona Elek-Schacherer**

Ungarn/Fechten

Fechten galt lange Zeit als „jüdische Sportart“, vor allem jüdische Frauen waren im Fechten immer an der Spitze zu finden. So gewannen bei den Olympischen Spielen von 1924 bis 1948 immer nur Frauen jüdischer Abstammung die Goldmedaille im Florettfechten. Darunter war auch die beste Fechterin des 20. Jahrhunderts: die Ungarin Ilona Elek-Schacherer, geboren 1907 in Budapest. Gemeinsam mit ihrer Schwester Margit begann sie schon früh mit dem Fechtsport. 1934 wurde sie zum ersten Mal Weltmeisterin im Florett (Einzel und Team), zwei Jahre später bei den Olympischen Spielen in Berlin gewann sie die Goldmedaille im Einzel-Florett (die Plätze 1 bis 3 belegten ausschließlich jüdische Frauen, darunter die Österreicherin Ellen Preis als Dritte). Ilona Elek war damit auch die erste Ungarin, die eine Goldmedaille bei den Olympischen Spielen gewann. Unter der Nazi-Herrschaft wurde ihr und ihrer Schwester das Fechten verboten. Beide hatten sie jedoch Glück und konnten von der ungarischen Sportorganisation vor der Deportation geschützt werden. Nach dem Krieg begann sie wieder mit dem Wettkampfsport, 1948 gewann sie im Florett bei den Olympischen Spielen in London die Goldmedaille (wieder wurde Ellen Preis Dritte), 1952 in Helsinki die Silbermedaille. Elek-Schacherer war bis 1956 aktiv und gewann so viele internationale Fechtitel wie keine andere Frau vor oder nach ihr. Sie zählt bis heute zu den besten Fechterinnen des 20. Jahrhunderts und wurde Ehrenpräsidentin der International Fencing Federation (IFF). Sie starb im Alter von 81 Jahren in Budapest.

Mit Seide statt Haken

Paul Preuß (1886–1913) war einer der besten Bergsteiger seiner Generation. Von den Nationalsozialisten geächtet und den Alpenvereinen lange Zeit verschwiegen, gilt der jüdische Freigeist aus Altaussee heute als Wegbereiter der modernen Kletterbewegung.

VON MICHAEL PEKLER

„Dass viele jüdische Bergsteigerinnen und Bergsteiger später demonstrativ aus dem Verein ausgesperrt wurden, ist eine Tatsache, die uns heute nicht mehr vorzuwerfen ist, aber auch nie vergessen werden darf.“ Was Reinhold Messner in seiner Biografie über den österreichischen Alpinisten Paul Preuß schreibt, hat nach wie vor Gültigkeit. Es darf auch ohne Messners Hommage an Preuß, *Der Philosoph des Freikletterns*, als mittlerweile bekannt vorausgesetzt werden, dass die Geschichte der deutschen und österreichischen Alpenvereine als schwer belastet gilt. Paul Preuß, „der Denker, der Wiener, der Jude, der Äipler, der Kletterer, der Philosoph“, wie Messner ihn beschreibt, war einer der besten Bergsteiger seiner Generation. Preuß absolvierte mehr als 1200 Touren in Fels und Eis, 150 Erstbegehungen, davon 300 im Alleingang. Und er war einer jener jüdischen Ausnahmesportler, deren Verdienst und Erbe jahrzehntelang verschwiegen wurden.

Kind der Berge

Preuß, geboren 1886 in Altaussee, war der Sohn einer Hauslehrerin aus dem Elsass und eines ungarischen Musikers. Die Eltern unterrichteten als Bedienstete die Kinder eines Wiener Barons, der die Sommermonate mit seiner Familie im Salzkammergut verbrachte. Als sie sich schließlich ein eigenes kleines Häuschen leisten konnten, blieben sie in der Gegend. Wenig ist bekannt über die Kindheit und Jugend, außer

dass sich schon der kleine Paul zum Kraxeln und Herumtreiben ins Gebirge abgesetzt haben soll – um die Natur als das wahrzunehmen, was sie in seinen Augen immer bleiben sollte: nichts, das es zu beherrschen gilt, sondern etwas, mit dem man im Einklang stehen soll. In Wien lebte Preuß später neben dem gleichaltrigen Hermann Broch, mit Sigmund Freuds Sohn Martin ging er zum Klettern. Bekannt geworden – und rehabilitiert – hingegen sind heute seine Ideen und Visionen als junger Bergsteiger, die jene Richtung, die der moderne Klettersport Jahrzehnte später nehmen sollte, maßgeblich prägten. Das Tagebuch, das Preuß führte, beginnt erst 1910 und endet bereits drei Jahre später, als er, allein in seinen Heimatbergen am Dachstein unterwegs, in den Tod stürzte. Preuß war, wie es so schön heißt, seiner Zeit um Jahrzehnte voraus. Er sprach sich in einer Ära des Alpinismus, in der die „Erstürmung“ von Gipfeln noch unmittelbar mit dem Eroberungsgedanken und der „Bezwingung“ der Natur einherging, vorbehaltlos gegen den Einsatz von Haken in der Wand („Mauerhakenstreit“) aus. „Das Seil darf ein erleichterndes, niemals aber das allein seligmachende Mittel sein, das die Besteigung der Berge ermöglicht“, notiert Preuß. Oder: „Mit künstlichen Steighilfen habt ihr die Berge in ein mechanisches Spielzeug umgewandelt.“ Das sind Grundsätze der Freikletterbewegung, die erst in den späten 1960er-Jahren – mit einer neuen gesellschaftspolitischen Vision auch für den Bergsport – entstand. Preuß zettelte Diskussionen an, sorgte

für Kontroversen in alpinen Zeitschriften, hielt Vorträge und war dabei ein Meister der Rhetorik. Als man mit Klettern noch nicht seinen Lebensunterhalt verdienen konnte, studierte er in München Pflanzenphysiologie, war als Akademiker und Biologe zugleich Individualist und Freigeist. Gerne wird berichtet, dass er in Ausseer Tracht und farbiger Seidenkrawatte kletterte – viele seiner Touren unternahm er gemeinsam mit seiner Gefährtin Emmy Eisenberg.

Jüdischer Konfuzius

Die deutschen und österreichischen Alpenvereine, die dem Nationalsozialismus eifrig Tür und Tor öffneten, verleugneten bereits in den 1920er-Jahren nicht nur seine sportlichen Leistungen, sondern vor allem auch die dahinter stehende Philosophie, seine Ethik, seine progressiven Ansichten über menschliches Glück. Dass Preuß 1909 in München zum evangelischen Glauben konvertiert war, sollte für die antisemitischen Vereinsgipfelstürmer kein Hindernis sein. In einem im Wiener *profil* erschienenen Artikel anlässlich von Preuß' 100. Todestag heißt es: „Was Preuß seinerzeit als Klettern verstand, berührte einen Streit, der fast so alt ist wie der Alpinismus. Geht es am Berg um die charakterliche Größe des Bergsteigers oder die Leistungsfähigkeit seines Materials? Um die reine Leistung oder den Weg dorthin?“ Vielleicht ist es ausgerechnet Konfuzius' bekannteste Redewendung vom Weg, der das Ziel sei, die den chinesischen Philosophen mit dem jüdischen Kletterer Paul Preuß verbindet.

nu



VON RONNI SINAI (TEXT UND FOTOS)

Gleich vorweg: Es gibt wohl einige Ähnlichkeiten zum großen Vorbild, dennoch möchte ich hier aus meiner Erfahrung einige Betrachtungen anstellen, die zum Ergebnis führen müssen, dass ein Event für ein paar tausend mehr oder weniger sportliche Juden nicht gar so viel mit der aus der Antike hervorgegangenen internationalen Sportveranstaltung gemeinsam hat.

Es beginnt beispielweise mit dem interessanten Zugang zur Organisation einer Großveranstaltung. Grundsätzlich ist es zu verstehen, dass man sich rund ein Jahr vor Beginn für die Teilnahme entscheiden muss, was für einen Senior im fortgeschrittenen Alter bzw. Master,



Jerusalem, 2013: „Ein paradoxes Gefühl der Sicherheit, das die latent vorhandene Angst vergessen lässt.“

Olympia auf koscher

Ist die Makkabia nun mit den Olympischen Spielen vergleichbar und wenn ja, warum nicht? So würde es wohl Ephraim Kishon in den Raum stellen. Nachfolgend eine Aufarbeitung eines mehrfachen Teilnehmers.

wie ein solcher in der Terminologie der Spiele respektvoll genannt wird, wohl ein gewisses Risiko darstellt. Nachdem man ein Jahr später seine Zusage schon fast vergessen hat, findet man sich, in Israel angekommen, inmitten von gestikulierenden, hektisch umherirrenden Teilnehmern und Funktionären aller Herren Länder wieder, von denen man den Eindruck hat, keinen – irgendwie aber doch auch jeden – zu kennen. Umarmungen werden ausgetauscht, da ein Lächeln, dort ein lautes Auflachen, ein Sprachengewirr, die Dressen der Nationen vermischen sich, Visitenkarten werden ausgetauscht, da und dort fragt man sich, in welcher Sportart ein etwas adipös schwammig anmutender Körper wohl reüssieren würde. Aber schließlich gibt es ja einen Schach- und einen Bridgebewerb – ebenfalls (noch) im Unterschied zu den Olympischen Spielen.

Das alles wird begleitet von einem Gefühl der Zugehörigkeit, welches einen für die nächsten zehn Tage nicht loslässt – ein paradoxes Gefühl der Sicherheit, das die latent vorhandene Angst vor einem möglichen Terroran-

schlag vergessen lässt. Allerdings kam es in der langen Geschichte der Spiele Gott sei Dank nie zu einem solchen. Um Vermutungen gleich zu widersprechen: Auffällig unauffällig ist die Anwesenheit der Security, die Präsenz von Soldaten hält sich ebenfalls in Grenzen. Israel ist halt in dieser Beziehung routiniert.

Einzug der Gladiatoren

Absolutes Gänsehautfeeling stellt sich während der Eröffnungsfeier ein, wenn die Sportler – wie bei den Olympischen Spielen nach Nationen gereiht – im Stadion Einzug halten. Die Vorbereitung zu dieser Zeremonie habe ich meist anstrengender empfunden als das Antreten beim eigentlichen Wettkampf. Die Delegationen sammeln sich bereits Stunden vor dem Einzug außerhalb des Stadions, das Warten ist vor allem bei hochsommerlichen Temperaturen zermürend, letztlich wird man aber durch das unvergleichliche Erlebnis entschädigt, wenn man von der Laufbahn aus den Willkommensapplaus der begeisterten Zuschauermenge auf sich wirken lässt. So fühlt es sich also für einen Spitzensportler

an, der für sein Land antritt! Zur Organisation selbst gibt es nur wenig zu sagen, da es sie kaum gibt. Man weiß, dass man bestimmt bald antreten wird, bloß wann und wo steht in den Davidsternen.

Umso schöner ist es dann, wenn man erfährt, dass das erste Match heute um 10 Uhr in Ramat Hasharon gelistet ist – welches dann schließlich um 15 Uhr im National Sports Center bei gefühlter Saunatemperatur über die Bühne geht. Mit etwas Pech sieht man sich einem jungen israelischen Lokalmatador gegenüber, der hier täglich bei 40 Grad trainiert und gerade mal zu Fuß übergekommen ist, dir nach 30 Minuten glatt verlorenem Spiel auf die tiefend nasse Schulter klopf und meint:

Die Makkabiade (Makkabia) ist eine Sportveranstaltung für jüdische Sportler aus aller Welt. Sie ist den Olympischen Spielen nachempfunden und wurde erstmals 1932 in Tel Aviv ausgetragen. Wie ihr Vorbild findet sie alle vier Jahre in Israel statt. Zudem gibt es die Europäische Makkabia, welche ebenfalls in diesem Rhythmus in wechselnden europäischen Metropolen abgehalten wird. 2019 ist Budapest Austragungsort des Events.

„Very nice to meet you, I'm going to visit Vienna soon, we could meet. Would you give me your phone number?“

Motorräder und Betten

Wien 2011 – meine ersten (und wohl letzten) Heimspiele! Es hat schon was, als Gastgeber jüdische Sportler aus Europa und den USA im neu errichteten Sportzentrum in der Wehlistraße empfangen zu dürfen. Die Eröffnungsfeier mit dem Einzug der Sportler fand auf dem Rathausplatz statt und zog großes Publikums- und Medieninteresse auf sich. Endlich stellten wir die größte Delegation, eine absolute Ausnahmesituation. Überschattet war das Event jedoch vom Schlaganfall meines Doppelpartners und Freundes Herbert Granierer, der sich nicht mehr erholen sollte und schließlich zwei Jahre danach an den Spätfolgen verstarb.

Eine besondere Symbolik hatte die europäische Makkabia 2015 in Berlin. Just an jenem Ort, an welchem jüdische Sportler bei den Olympischen Spielen 1936 ausgeschlossen waren, sollte nach beinahe 80 Jahren ein Zeichen für eine aktive jüdische Gemeinde in Deutschland gesetzt werden. Der damalige deutsche Bundespräsident Joachim Gauck übernahm als erster Staatschef in der Geschichte der Makkabia die Schirmherrschaft über die Spiele und hielt eine bewegende Eröffnungsrede vor tausenden Besuchern in der Waldbühne, wo 1936 die Bewerbe des Geräteturnens ausgetragen worden waren. Die traditionelle Entzündung des Makkabi-Feuers erfolgte erstmals durch eine Gruppe



Berlin, 2015: Ronni Sinai und Martin Engelberg mit bezwungenen „nice guys from Great Britain“.

Motorradfahrer – in Erinnerung an jene Motorradfahrer, die 1931 in einer Tour durch ganz Europa die Nachricht der erstmals stattfindenden Makkabia in die Welt trugen. Unter anderem traten der deutsch-muslimische Sänger Adel Tawil und der amerikanisch-jüdische Künstler Matisyahu gemeinsam auf.

Bemerkenswert fand ich auch die Wahl der Unterkunft, in welcher alle rund 2300 Sportler untergebracht waren. Das Hotel Estrel – jenes mit den meisten Betten in Berlin – liegt im Bezirk Neukölln, in dem viele Muslime wohnen. Erfreulicherweise gab es nicht den geringsten Vorfall: kein Übergriff, keine Anfeindung oder gar gewaltsame Auseinandersetzung, und das trotz re-

lativ unaufdringlicher Sicherheitsmaßnahmen.

Ein Highlight am Rande, welches traditionell die Spiele begleitet, ist zweifellos die reichliche Kulinarik. Da fehlt es meist an nichts, außer an geschmackvollen Speisen, die sich voneinander unterscheiden ließen. Dafür ist das Essen trennköstlich kosher – was allerdings nicht zum Schaden der Sportler sein sollte. Aber ausnahmsweise geht es ja bei der Makkabia mal nicht nur ums Essen.

nu

Ronni Sinai, geb 1959 in Wien, ist mehrfacher Medaillengewinner für die Tennissektion bei zahlreichen Makkabi-Spielen in Israel und Europa.



VON TÁMAS DÉMES

Im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit waren es noch die wirtschaftlichen und territorialen Unterschiede, die einen Keil zwischen die jüdischen Gemeinden Ungarns trieben. Doch durch die Einwanderungswelle aus dem Osten und die Magyarisierung – also die Assimilation der nichtmagyarischen Bevölkerung – wurde zunehmend auch die Religion selbst zum Spaltungsgrund: Das spezifisch ungarische, „neologe“ Judentum entstand im 19. Jahrhundert in Budapest, während in der Provinz weiterhin die Orthodoxie die jüdischen Gemeinden dominierte.

Das „neologe“ Judentum baute in Budapest die größte Synagoge von Europa, identifizierte sich aber mehr mit seiner Heimat als mit seiner Religion. Religiöse Gesetze, Gebräuche, Riten und Symbole rückten in den Hintergrund, atheistische Tendenzen erstarkten – eine Wende, die vom orthodoxen Judentum scharf kritisiert wurde.

Nach dem Ausgleich 1867 wurden den jüdischen Bürgern die gleichen Rechte zugesprochen wie allen anderen Ungarn. Ein Jahr später berief die Regierung den jüdischen Kongress, um dem ungarischen Judentum eine einheitliche Selbstverwaltung zu geben. Doch der Plan ging nicht auf, es kam zur Spaltung: Die größte Gruppe bildeten die assimilierten Neologen. Die Orthodoxen hatten fast gleich viele Anhänger; und dann gab es noch jene, die alles so beibehalten wollten wie vor dem Kongress. Sie alle standen einander nicht gerade freundlich gegenüber.

Assimilierte gegen Zionisten

Um die Jahrhundertwende lebten 475.000 Menschen mit jüdischem Bekenntnis in Ungarn. Der antisemitische Wiener Bürgermeister Karl Lueger bezeichnete die Hauptstadt als „Judapest“, in Anspielung darauf, dass jeder zehnte Bürger in Budapest jüdischer Herkunft war. Das spiegelte sich auch im Sport- und Vereinsleben wider. Da alle ungarischen Vereine Juden mit einem Arierparagraphen ausschlossen, mussten sich diese selbst organisieren. Der MTK (Ungarischer Körperübungskreis) als Klub der bürgerlichen Assimilierten war 1888 der erste Sportklub mit jüdischem Hintergrund. Doch so wie in Wien (Hakoah, 1909) oder in Prag (Hagibor, 1914)

Judentum und Sport im Orbán-Land

Die Spaltung des ungarischen Judentums ist fast so alt wie seine Geschichte. Dass die European Maccabi Games (29.7.–7.8.) heuer in Budapest über die Bühne gehen, hat jedoch zu einer Verhärtung der Fronten geführt. Eine Bestandsaufnahme.

weckte Herzls Zionismus auch in Ungarn den Wunsch nach einem explizit jüdischen, zionistischen Verein, und tatsächlich wurde 1906 mit dem Fecht- und Athletik-Klub Vívó és Atlétikai Club (kurz VAC) der erste zionistische Verein in Ungarn gegründet.

Der Kommunismus spaltete das ungarische Judentum neuerlich. Viele Ungarn nahmen das totalitäre System als die einzige Bastion gegen den Nazi-Faschismus wahr, und diese Spaltung hatte für das ungarische Judentum tragische Konsequenzen. Viele vertrauten bis zum letzten Moment dem mit Hitler verbündeten Reichsverweser Admiral Horthy; andere wollten die Möglichkeit der eigenen Deportation nicht wahrhaben. Insgesamt wurden 430.000 ungarische Juden zwischen 1939 und 1945 umgebracht.

Danach kam eine Periode der Stille. Orthodoxe sah man kaum mehr auf der Straße, die früheren zionistischen Organisationen verschwanden oder waren nur mehr im Untergrund tätig. 1956 wurde die ungarische Revolution von jüdischer Seite in doppelter Weise wahrgenommen. Einerseits als Kampf zur Befreiung von den Sowjets, andererseits als antisemitische Angstmasche. Tausende von Juden verließen das Land. 33 Jahre Kommunismus folgten der Niederschlagung der Revolution. Zionistische Organisationen waren aus politischen Gründen verboten und nach dem Sechstagekrieg sogar verfolgt. „Es gab



Prozesse gegen die pro-israelischen Ungarn, wie zum Beispiel gegen den Literaturwissenschaftler Sándor Scheiber. Zionismus wurde zum Schimpfwort in Ungarn“, sagt der Religionsphilosoph György Gábor.

Erst nach dem Systemwechsel erlebte das jüdische Budapest eine Art Wiedergeburt. Derzeit leben wieder etwa 100.000 Juden in Ungarn, die meisten in der Hauptstadt, und auch die verschwunden geglaubte jüdische Sportkultur lebte in Budapest wieder auf. Seit 1989 nimmt die ungarische Makkabi-Organisation an der Makkabia teil. Doch der Event birgt politische Brisanz – und die Schlüsselfigur dazu ist Viktor Orbán und seine Partei Fidesz.

Orbán'sche Spaltung

Die erste Orbán-Regierung (1998–2002) versuchte mehrmals eine – erfolg-

lose – Annäherung an das ungarische Judentum, wie der Fidesz-Abgeordnete Gábor Sebes beteuert. Als Orbán 2001 mit der antisemitisch hetzenden MIEP (Ungarische Wahrheits- und Lebenspartei) eine Koalition nicht ausschloss, wurden Antisemitismus und Nationalismus praktisch legitimiert und salonfähig. Weiter vom Judentum hätte sich Orbán nicht entfernen können.

Doch die Öffnung Richtung Rechts-extremismus ging (zunächst) nicht auf. Orbán verlor die Wahl 2002, eine ganz neue Phase in seiner Politik begann: die der Obstruktion. Er setzte auf (Wahl-) Bündnisse mit spaltenden Kräften. Er suchte Kontakt zum Judentum und fand ihn mit Baruch Oberlander, einem chassidischen

gesamt mit rund drei Milliarden Forint (etwa 10 Millionen Euro).

Während die alte jüdische Kultus-gemeinde (MAZSIHISZ) eher Verbindungen zur linksliberalen Szene pflegt, bewegt sich die Gruppe von Köves mit enormer Lockerheit an der rechten Seite des politischen Spektrums. Die hinter Köves stehende Organisation Chabad hat auch mit Orbáns Freunden Putin, Netanjahu und Trump blühende Beziehungen aufgebaut. Politische Hilfe ist Orbán immer willkommen: Köves unterstützt ihn bei seinen antisemitisch kodierten Kampagnen gegen den jüdischen Milliardär George Soros, indem er erklärt, dass sie nicht antisemitisch sind. Großes Aufsehen

deklariert zionistischen Ereignisses. So sind das nazistische Rhetorik benüt-zende Regierungs-Hetzblatt *Ripost* und das rechte Hetzmedium *888.hu* aufgrund der aktuellen politischen Lage plötzlich bereit, mit den Juden zusammenzuarbeiten. Adam Jusztin, Präsident von Maccabi in Ungarn, weiß um diese Widersprüchlichkeiten. Doch er hofft aufgrund der Spiele auf einen nachhaltig positiven Effekt bei diesen Medien.

„Ich bin mit dem Ton dieser Medien nicht einverstanden. Aber unsere Ziele sind nicht nur sportlicher, sondern auch kultureller Natur: Wir wollen erfolgreiche EMG 2019 in Budapest veranstalten, die den Sportlern aller teilnehmenden Ländern positiv in Erinnerung bleiben. Das



Die EMG 2019 wurden von der ungarischen Regierung mit 13 Millionen Euro subventioniert. Das bedeutet natürlich Fidesz-Einfluss auf die Spiele: Regierungspropaganda-Zeitungen, die seit Jahren rechtsextreme Hetze betreiben, werden plötzlich Medienpartner.

Dissidenten, der 1989 nach Ungarn zurückkehrte.

Oberlanders Chabad-Organisation gab im Jahr 2004 an, den ersten orthodoxen Rabbiner seit 1945 in Budapest zu weihen. Ungarn fühlte sich geehrt, sogar Präsident Ferenc Madl wohnte der Zeremonie bei. Der Hauptdarsteller dieser Feier, der neue Kopf der Orthodoxen, war der in weltlichen Kreisen aufgewachsene, damals 24-jährige Slomo Köves. Er und Oberlander gründeten einige Tage später die Einheitliche Ungarische Israelitische Glaubens-gemeinde (EMIH), die sich als direkter Nachfolger der sogenannten Status-quo-Juden in Ungarn versteht. Und mit Fidesz im Rücken sollte es schnell gehen: Synagogen, Volksschulen, Presse, Gymnasien, Universität, Alters-heime, Geschäfte, Kulturzentren und sogar ein Schlachthof wurden gebaut. Der Staat förderte diese Vorhaben ins-

erregte Köves auch vor den Wahlen 2018, als er sich offen an die Seite des nationalkonservativen Kandidaten stellte.

Rechte Hetze

Der Fidesz-Abgeordnete Tamás Deutsch, Chef des Organisationskomitees der European Maccabi Games 2019, verfügt in allen seinen Polit- und Sport-funktionen über Forint-Milliarden. Er ist nicht nur Präsident von MTK, sondern auch Vizepräsident des ungarischen Paralympischen Komitees, Präsident des ungarischen Vereinsbundes und Vizepräsident des ungarischen Olympischen Komitees – die Liste ist wahrscheinlich nicht komplett.

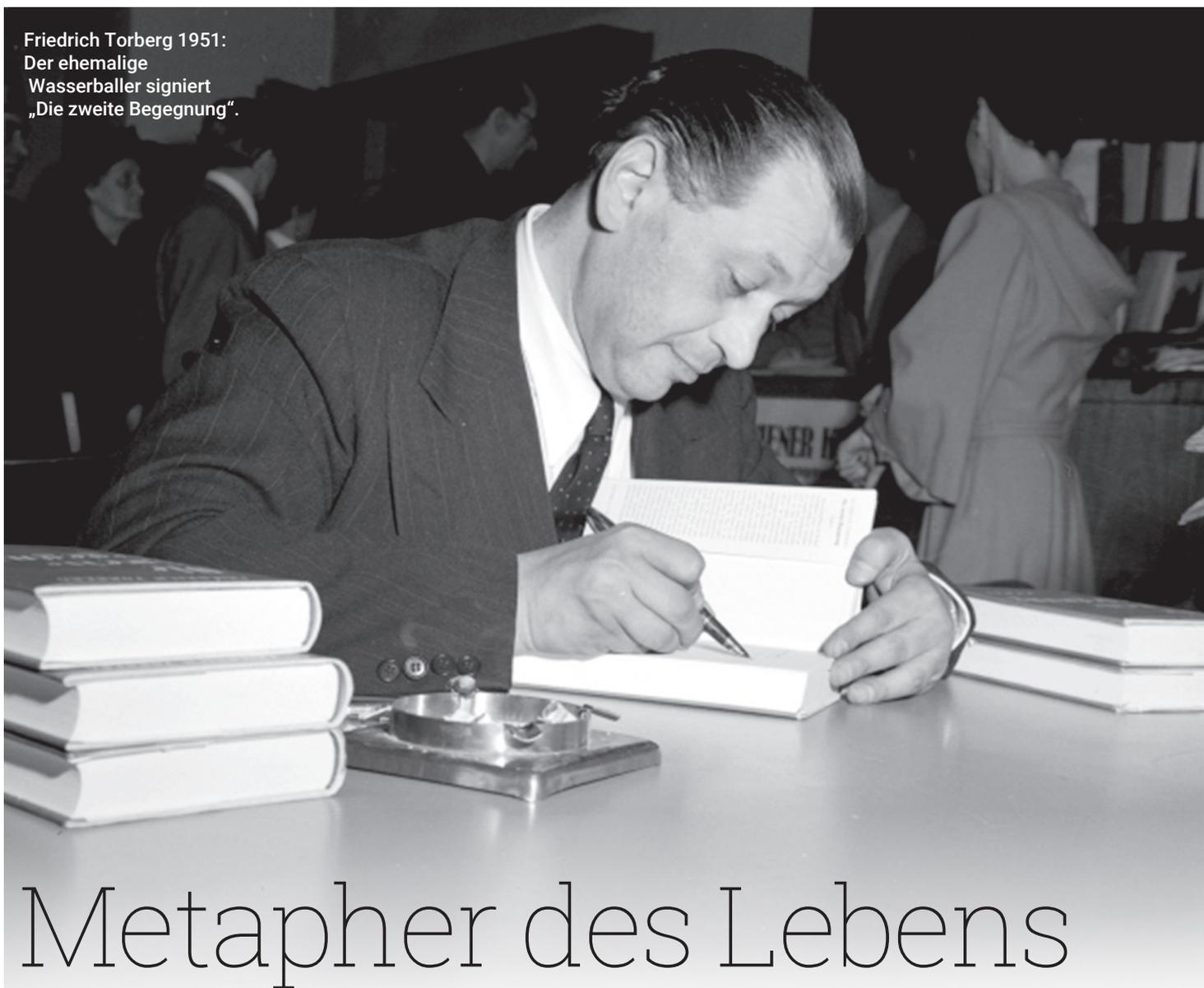
Unter seiner Ägide wurden die EMG 2019 von der Regierung mit vier Milliarden Forint (13 Millionen Euro) subventioniert. Das bedeutet natürlich Fidesz-Einfluss auf die Spiele: Regierungspropaganda-Zeitungen und Medien, die seit Jahren rechtsextreme Hetze betreiben, werden plötzlich Medienpartner des

ist ein zionistisches Ereignis, mit dem wir unseren Sporthelden von früher eine Ehre erweisen. Ich denke dabei an die 1920er-Jahre, an den Turner Zoltán Dückstein, an Rudolf Klein, den Gründungs-vater des israelischen Basketballs, oder an den Fechter Endre Kabos, der von den Nazis getötet wurde. Es startet ein ungarisches Team von 200 Personen, das größte aller Zeiten. Es werden etwa 2000 Teilnehmer erwartet."

György Gábor spricht ganz offen über einen weiteren Aspekt der Spaltung des ungarischen Judentums, die Migrantenfrage: „Viele Juden haben Angst vor einer Islamisierung Ungarns. Sie sehen Attentate weltweit, Bilder und Statistiken von französischen Juden, die ihr Land verlassen. Diese Menschen nähern sich EMIH an. Auf der anderen Seite gibt es die jüdischen Ungarn, die die Anti-Soros-Kampagne kritisch sehen. Diese bilden – noch – die Mehrheit.“ Von all diesen innerjüdischen Spaltungsten-denzen werden die 2000 Teilnehmer der Maccabi Games wohl nichts bemerken.

nu

Friedrich Torberg 1951:
Der ehemalige
Wasserballer signiert
„Die zweite Begegnung“.



Metapher des Lebens

VON GREGOR AUENHAMMER

Wie ein roter Faden ziehen sich Sport, Agilität und körperliche Aktivität durch das Werk von Friedrich Torberg. So tritt etwa seine Begeisterung für das Skifahren in einer lebhaften und äußerst leidenschaftlichen Episode im *Schüler Gerber* zutage – als Gegensatz zu Drill und Unterdrückung. Als Synonym der Freiheit des Individuums, sich in der freien Natur ausleben zu können. Insofern ließe sich durchaus eine politische Symbolik in dieses Szenario hineininterpretieren.

Noch klarer definiert sich Torbergs Sportbegeisterung in seinem frühen Roman *Die Mannschaft*. 1935 publiziert, erzählt dieser „Roman eines Sportlebens“ die Erlebnisse eines jungen Man-

Vom letzten Ritt des Jockeys Matteo bis zum Gedicht über Matthias Sindelar: Im Werk Friedrich Torbergs spielte der Sport stets eine bedeutende Rolle.

nes namens Harry und seiner Wasserballmannschaft. Das Werk ist stark autobiografisch angehaucht, war doch der 1908 als Friedrich Ephraim Kantor-Berg in Wien geborene, 1979 ebendort verstorbene Schriftsteller selbst Mitglied des Sportverein SC Hakoah und später beim tschechoslowakischen Meister Hagibor Prag höchst erfolgreicher Stürmer im jeweiligen Wasserballteam. Thema des Romans sind aber bei weitem nicht nur sportliche Erfolge und Misserfolge: Fanatismus und Separation, Ausgrenzung und Integration, gesellschaftliche

Prozesse und politische Veränderungen, Masse und Macht sind die Motive, die teils subtil, teils drastisch dargestellt werden.

Ideales Miteinander

Anekdotisch, nie mit erhobenem Zeigefinger, verwendet Torberg den Sport, dessen Facetten und Sportarten als Metapher. Auffallend dabei, dass die Mannschaft, das Kollektiv, häufig Maxime des Erreichbaren ist, im Gegensatz zu egomanischen Einzelprotagonisten. In seinem 1959 publizierten Essay *Warum*

„Torbergs klarer demokratischer Ansatz steht in scharfem Gegensatz zu den populistisch-faschistischen Tendenzen.“

ich stolz darauf bin schrieb Torberg über seine Erfahrungen beim SC Hakoah – auf und hinter der Tribüne, im Schwimmbecken, auf dem Rasen: „Im reifen Alter von zehn Jahren wurde ich Hakoah-Anhänger. Wie sehr das mein späteres Leben beeinflusst hat, weiß ich nicht. Meine Stellung zum Judentum hat es nicht nur beeinflusst, sondern bestimmt. Ich hatte das unschätzbare Glück, als Zeuge von Hakoah-Siegen aufzuwachsen, zusammen mit der Hakoah groß zu werden.“

In Torbergs atmosphärisch dichten Beschreibungen wird die seinerzeit blühende „Welt des Shtetls“ in Mittel- und Osteuropa ebenso lebendig wie das damals rege und prosperierende jüdische Leben auf der „Mazzesinsel“ (dem Wiener Bezirk Leopoldstadt), wobei Torberg das Miteinander als Ideal des Zusammenlebens beschwört. Sein klarer demokratischer Ansatz steht in scharfem Gegensatz zu den populistisch-faschistischen Tendenzen.

Fast subversiv und provokant erscheint – im Gegensatz zum heutigen Image des freundlich Belanglosen, das durch das Missverständnis der unseligen Pseudogemütlichkeit der *Tante Jolesch* entstand – Torbergs Reportage mit dem Titel „Neuer Fick-Rekord“. Nämlicher Rekord bezog sich – ein Schelm, wer was anderes dachte – auf einen Weltrekord des Schwimmers Peter Fick. Dennoch war Torbergs Karriere beim *Prager Mittag* besiegelt. Torberg bezeichnete sich selbst immer wieder als „tschechischer Österreicher und Jude“. Als Journalist mit dem rasenden Reporter Egon Erwin Kisch, Alfred Polgar und Joseph Roth befreundet, dokumentierte er seine Zeit. Heute ist er als eher sentimentaler Chronist einer untergegangenen Ära bekannt – weniger aufgrund seiner kritischen Texte.

Posthum erschien nicht nur der von Wolfgang Glück verfilmte Roman *Auch das war Wien*, sondern auch die Novelle *Der letzte Ritt des Jockeys Matteo*. Auch hier spielen Gesellschaft, Wirtschaft und Geistesleben eine tragende Rolle – als Synonym, als Parabel. Unpolitisch politisch. Von wesentlicher Bedeutung in der Torberg-Rezeption ist



„Gelten noch die alten Strecken? Streben Gipfel noch zur Höh?“ Friedrich Torberg 1977 in Altaussee.

das Gedicht *Auf den Tod eines Fußballers*. Es ist eine Ode an das Idol aus dem „Wunderteam“, Matthias Sindelar, der im April 1938, als er den Siegestrefen der „Ostmark“ gegen das „Altreich“ erzielte, ostentativ vor der Tribüne der NSDAP jubelte; der aber auch bekannte, den geschassten jüdischen Präsidenten der zu „SC Ostmark Wien“ umbenannten „Austria Wien“, Michl Schwarz, „immer zu grüßen“.

Nach seiner Weigerung, der NSDAP beizutreten und für das Deutsche Reich zu spielen, wurde Sindelar im Jänner 1939 gemeinsam neben seiner jüdischen Freundin tot aufgefunden. Spekulationen über ein mögliches Verbrechen aufgrund der nicht geklärten Todesumstände blieben nicht aus. „Das Tor, durch das er dann geschritten, lag stumm und dunkel ganz und gar. Er war ein Kind aus

Favoriten und hieß Matthias Sindelar.“ So schließt Torberg seine Eloge.

Auch angesichts aktueller, scheinbar „unpolitischer“ Diskussionen ist immer wieder interessant, wie relevant Sport in Bezug auf Leistung und deren Wertschätzung und Wertschöpfung in der Gesellschaft ist. Was zählt? Das Kollektiv – oder doch das sich selbst überhöhende Individuum? Torberg könnte hier aus dem Vollen schöpfen, oder sich kopfschüttelnd abwenden. Eine andere Seite der Medaille zeigt sich bei der Diskussion über die *coram publico* als „abgehoben“ und zeitgemäß geltende Ballett-Truppe der Staatsoper. Bei aller berechtigten Kritik an jeder Art von Missbrauch eines Autoritätsverhältnisses: Der Topos der Hochkultur wird hier von manchen eindeutig zum wieder modern gewordenen Klassenkampf verwendet. Von der Verlogenheit und Bigotterie in Bezug auf Doping allerorts und aller Art – um der Maxime „Schneller, höher, stärker“ zu entsprechen – ganz zu schweigen. *nu*

Zur sportlichen Torberg-Lektüre: *Der Schüler Gerber* (1930), *Die Mannschaft. Roman eines Sport-Lebens* (1935), *Auch das war Wien* (1939), *Der letzte Ritt des Jockeys Matteo* (1940er Jahre, veröffentlicht 1985), *Auf den Tod eines Fußballspielers* (Gedicht, 1945).

איך אומרים ?....

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allgemein beideter und gerichtlich zertifizierter
Dolmetscher für Hebräisch

יוליוס דם

מתורגמן מוסמך לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN - DOLMETSCHUNGEN
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.
DEUTSCH - HEBRÄISCH / HEBRÄISCH - DEUTSCH

תרגומים
תעודות, חוזים, אימותים, וכו'
גרמנית - עברית / עברית - גרמנית

טל': +43 699 11788119
E-Mail: julius@dem.co.at
www.dem.co.at

Die Vienna und ihre jüdische Geschichte



(C) MICHAEL BONVALOT

Der jüdische Unternehmer Rudolf Grünwald war „seinem“ Verein über viele Jahre verbunden.

VON MICHAEL BONVALOT

Rudolf Grünwald hat den Naziteror nicht überlebt. Grünwald war ein jüdischer Pferdehändler und Fuhrunternehmer. Die große Leidenschaft des Wieners aber war sein Herzensverein, die Vienna, der er über viele Jahre verbunden war.

Kurz nach Beginn des Ersten Weltkriegs, im Sommer 1914, war der First Vienna Football Club zum ersten Mal in seiner Vereinsgeschichte abgestiegen. Es sah schlecht aus für die Vienna, sogar der Spielbetrieb musste eingestellt werden. Zwei Jahre später übernahm dann Grünwald die Reorganisation der Fußball-Sektion des Vereins – mit Erfolg: Unter seiner Leitung gelang schließlich die Rückkehr in die oberste Spielklasse.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Vienna bereits eine lange Geschichte hinter sich. Denn die Blau-Gelben gelten als der älteste Fußballklub in Österreich. Bereits seit 1894 wird in Wien-Döbling das runde Leder getreten. „Gelten“ deshalb, weil auch die Cricketers, der Vorläuferverein der Wiener Austria, diesen Ehrentitel für sich beanspruchten.

Doch die Vienna konnte sich vor

Fans des First Vienna FC kämpfen gegen das Vergessen. Sie erzählen die Geschichte der Opfer des Vereins im NS-Regime.

den Behörden durchsetzen – die Cricketers sprachen von Korruption – und darf daher bis heute das „First“ im Namen tragen. Auch nach dem Ersten Weltkrieg engagierte sich Grünwald für den Verein auf der Hohen Warte, teilweise half er auch bei der Finanzierung. Doch als die Nazis im März 1938 an die Macht kamen, gelang Grünwald die Flucht aus Wien nicht mehr.

Grünwald lebte nach dem „Anschluss“ im ehemaligen jüdischen Blindeninstitut auf der Hohen Warte, gleich neben dem Stadion seines Lebensvereins. Doch 1942 deportierten die Nazis die Bewohner in die Vernichtungslager des NS-Regimes, Grünwald am 9. Juni 1942 nach Maly Trostinez in Weißrussland. Sechs Tage nach seiner Deportation, am 15. Juni 1942, ermordeten ihn die Nazis in dieser Hinrichtungsstätte. Insgesamt rund 10.000 Menschen brachten die Nazis allein in Maly Trostinez um.

Grünwald war nicht der einzige Blau-Gelbe, der von den Faschisten

ermordet wurde. Der ehemalige Spieler Paul „Gilly“ Goldberger starb im sogenannten „Ghetto Litzmannstadt“ in Łódź. Oskar „Schropp“ Grassgrün ermordeten die Nazis im Herbst 1944 im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Otto „Schloime“ Fischer, der auch im Nationalteam gespielt hatte, wurde von der nationalsozialistischen Tötungsmaschine in Lettland umgebracht.

Und schließlich Rudolf Spitzer. Der spätere Rechtsanwalt hatte bereits beim allerersten offiziellen Fußballspiel in Wien am 15. November 1894 für Blau-Gelb gekickt. Als seine Spielerkarriere zu Ende war, wurde er Funktionär der Vienna. Nach dem „Anschluss“ musste er zuerst seine Kanzlei aufgeben, am 28. November 1941 ermordeten die Nazis Spitzer in Minsk.

Dem Vergessen entreißen

All diese Biografien hat der Fans-Zusammenschluss „Vienna Supporters“ in einer Broschüre in akribischer

Kleinarbeit zusammengetragen und gesammelt. „Vorbild ist für uns unter anderem die Gedenkinitiative der Ultra-Gruppe Schickeria München für Kurt Landauer“, erzählt Robert Haidinger, Obmann der Supporters. Landauer war ein ehemaliger jüdischer Präsident des FC Bayern und musste vor den Nazis flüchten. Er überlebte, doch vier seiner Geschwister wurden ermordet. Die Schickeria als wichtigste Fangruppe der Bayern hat in den vergangenen Jahren immer wieder auf sein Schicksal aufmerksam gemacht. „Die Schickeria hat Landauer dem Vergessen entrissen. Nun wollen auch wir unseren Beitrag leisten“, sagt Haidinger.

Bei der Vienna ist Alexander Juraske federführend bei der Aufarbeitung der Vereinsgeschichte. Die Familie des Historikers und glühenden Vienna-Fans ist dem Verein seit Generationen verbunden. Sein Großvater spielte in der Zwischenkriegszeit sogar selbst auf der Hohen Warte. „Unsere Familie war immer Blau-Gelb. Ich konnte der Vienna also eigentlich gar nicht entkommen“, erzählt er. Wie er auf das Thema stieß? „Die Vienna war in der NS-Zeit unglaublich erfolgreich. Doch davor gab es viele jüdische Spieler und Funktionäre. Ich habe mich immer gefragt, wie das zusammenpasst.“

Dunkle Vergangenheit

Juraske machte sich also an die Recherche. Bereits in seinem ersten Buch über die Vienna, *Blau-Gelb ist*

mein Herz, finden sich einige wichtige Ergebnisse. So wurde etwa im August 1945 Paul Hörbiger zum neuen Präsidenten der Wiener gewählt. Im NS-Regime war Hörbiger ein wichtiger Teil der NS-Propagandamaschine, sein Name stand auf der „Gottbegnadeten-Liste“ von Filmschaffenden, die vom Kriegsdienst ausgenommen waren. Für die Döblinger offenbar kein Hindernis, ihn unmittelbar nach Kriegsende zum Präsidenten zu machen.

„Im Gedenkjahr 2018 wollten wir aber eine eigene Publikation über die jüdischen Opfer des Vereins in der NS-Zeit veröffentlichen“, erzählt Juraske. Das war auch den Vienna Supporters ein Anliegen. „Wir wollen eine kritische Auseinandersetzung mit unserem Verein fördern und auch in der Fanszene das Thema bewusst machen“, so Haidinger. Dabei geht es auch um die Titel, die die Vienna in der Zeit des NS-Regimes errungen hat. „Diese Titel werden viel zu oft gewürdigt, ohne den Kontext zu sehen.“

Der Hintergrund: Die Vienna hatte in der Zeit des NS-Regimes die erfolgreichste Phase ihrer Geschichte. Dreimal nacheinander gewann der Verein die Meisterschaft der „Ostmark“ und 1943 sogar den deutschen Pokalwettbewerb. Verantwortlich für diese Erfolge war unter anderem Thomas Kozich, ab 1938 Wiener Vizebürgermeister. „Kozich war ein gestandener Vienna-Fan und ehemaliger Spieler des Vereins“, erzählt der Kulturhistoriker Matthias Marschik. „Er hielt seine



Michael Bonvalot
Die FPÖ – Partei der Reichen
 Mandelbaum Verlag, Wien 2017
 232 Seiten, EUR 14,-

Michael Bonvalot zeichnet ein für viele unerwartetes Bild der „Heimatpartei“ FPÖ – nämlich als Speerspitze des Neoliberalismus von ihrer Gründung bis heute. In Form eines praktischen Nachschlagewerks von A wie Arbeitszeitverlängerung über P wie Pensionen bis Z wie Zwang zur Arbeit werden die Forderungen der FPÖ aufgezeigt sowie die Vorstellungen ihres Wirtschaftsprogramms von 2017 analysiert. Abgerundet wird das Buch durch Beiträge zur sozialen Zusammensetzung der Partei („Ist die FPÖ wirklich die neue ArbeiterInnenpartei?“), zur burschenschaftlichen Geld-Elite sowie zur Position der Freiheitlichen zu EU und Euro. Abschließend skizziert der Autor eine mögliche Strategie zum Umgang mit der FPÖ. Mit Gastbeiträgen von Elke Kahr, Fiona Kaiser und Nina Andree, Florian Keller, Thomas Rammerstorfer, Dagmar Schindler und Jerome Trebing.
www.bonvalot.net

Hand schützend über die Döblinger.“ Marschik gilt als absoluter Kenner der Wiener Fußball-Geschichte. „Kozich ist ein typisches Beispiel dafür, dass die Vienna – wie alle nichtjüdischen

Im Gedenkjahr 2018 wurde vor allem der Opfer des NS-Terrors gedacht. In einem weiteren Schritt wäre es wichtig, auch die Täter-Biografien näher zu erforschen.



Die Vienna gehört nach Döbling wie der Karl-Marx-Hof und gilt als der älteste Fußballklub Österreichs.

©MICHAEL BONVALOT

„Die Vienna war in der NS-Zeit unglaublich erfolgreich“, so der Historiker Alexander Juraske. „Doch davor gab es viele jüdische Spieler und Funktionäre. Ich habe mich immer gefragt, wie das zusammenpasst.“

Vereine in Wien – auch eine Tätergeschichte hat“, sagt Marschik.

Und Kozich war nicht einfach irgendein Mitläufer. Er war ein Täter und ein Mörder. So sollte am 1. Oktober 1939 ein Match gegen eine Budapester Auswahl im Praterstadion in Wien stattfinden. Doch dort hielten die Nazis hinter einem Stacheldrahtverhau rund 1000 jüdische Männer gefangen. Einen Tag vor dem Match

Spieler den Hitlergruß und machten so Werbung für das Regime“, erzählt der Historiker.

Gegen Rassismus in den Kurven

Die Fans der Vienna stellen sich nun ihrer Geschichte. Im Gedenkjahr 2018 wurde vor allem der Opfer des NS-Terrors gedacht. In einem weiteren Schritt wäre es sicherlich wichtig, auch die Täter-Biografien näher zu erfor-

nationalsozialistischen Vergangenheit gibt es keine Alternative“, sagt sie. Doch Boysen warnt auch: „Diese Auseinandersetzung darf nicht nur eine Geste bleiben. Es braucht mehr als gelegentliche Appelle an die Mitmenschlichkeit.“

Boysen tritt dafür ein, das Gedenken in die Gegenwart zu holen und spricht dabei Homophobie, Rassismus und Sexismus in vielen Kurven an: „Vereine müssen sich ihrer Verantwortung stel-



© MICHAEL BONVALOT

Nicht nur Vereine müssen sich ihrer Verantwortung stellen, vor allem auch deren Fans. Jene der Vienna sind auf dem richtigen Weg.

ließ Kozich die Männer in das KZ Buchenwald abtransportieren. Von den rund 1000 Deportierten sollten nur 71 das Konzentrationslager überleben. Nach dem Krieg kam Kozich beim Bund Sozialistischer Akademiker (BSA) unter, der später auch als „rote Nazi-Waschmaschine“ bezeichnet wurde.

„In der Zeit des NS-Regimes waren die Vienna und die Austria die Aushängeschilder des Wiener Fußballs“, berichtet Marschik. Die Wiener Fußballschule war in ganz Europa berühmt, daher wurden die Vereine auch auf Propagandafahrten geschickt. „Vor und nach jedem Spiel zeigten die

schen. Denn es ist keineswegs so, dass überlebende Opfer nach 1945 beim Verein wieder willkommen waren.

„Soweit bekannt ist, hat kein ehemaliger jüdischer Spieler oder Funktionär nach 1945 wieder den Weg zur Vienna gefunden“, erzählt Alexander Juraske, Mitherausgeber der neuen Broschüre der Supporters. „Der gesamte jüdische Anteil ist nach 1945 völlig aus der Geschichte der Vienna verschwunden.“

Die Wiener Sportjournalistin Mareike Boysen hält die jüngsten Aufarbeitungen bei der Vienna und der Austria für extrem wichtig. „Zur Auseinandersetzung von Fußballvereinen mit ihrer

Wenn sie das nicht tun, werden sie zu Mitläufern.“

Die Supporters der Vienna sind dabei auf einem sehr guten Weg. Der Verein ist von seinen Glanzzeiten aktuell zwar weit entfernt, im vergangenen Jahr musste er gar Insolvenz anmelden, weshalb die Blau-Gelben 2018 daher nur in der fünften Spielklasse spielten. Doch die Fans lassen sich davon nicht beirren. Ebenso wie die Lokalrivalen vom Wiener Sportclub stehen sie für eine Kurve ohne Diskriminierung. Es wäre ein Beispiel für viele andere Vereine.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von FM4.



Ebenbürtige jüdische Körperkraft: Hakoah-Ringer 1926.

VON CHRISTIAN MUCKENHUMER

Der „jüdische Körper“ und die „jüdische Physiognomie“ gehörten, wie wir aus zeitgenössischen Karikaturen wissen, zum Standardrepertoire antisemitischer Stereotype. Hakennase, Kräuselhaar, ein fratzenhaftes Gesicht auf der einen Seite, feminine Züge andererseits bildeten dabei ein heterogenes Konglomerat von Fremdzuschreibungen. In Kombination mit dem vermeintlichen Unwillen zu körperlicher Tätigkeit zementierten diese das Bild vom körperlich schwachen und in logischer Konsequenz unsportlichen Juden. Dies wiederum führte dazu, dass Juden im 19. Jahrhundert mittels „Arierparagrafen“ aus immer mehr Sportvereinen ausgeschlossen wurden.

Der Idealtypus des Zionismus vom „neuen, starken jüdischen Menschen“ trug wesentlich dazu bei, mit dem Konstrukt vom „Muskeljudentum“ durch Betonung, ja geradezu Überhöhung, des Körperkultes einen Gegenmythos zum antisemitisch motivierten Vorurteil vom „schwachen, unsportlichen Juden“ zu fundieren. Der Zionismus markierte damit auch einen dezidierten Kontrapunkt zum als vergeistigt geltenden „Talmudjudentum“ und verhieß durch die Schaffung einer eigenen „Heimstatt“ die Befreiung von der „verpesteten Ghet-

Die zumeist als Antagonismus aufgefasste Beziehung von „Juden und Sport“ erfuhr durch den vom Zionismus propagierten Körperkult eine positive Umwertung. Sie mündete in einer „Gegenwelt“ jüdischer Turn- und Sportvereine in einer teils aggressiv antisemitischen Umwelt.

toluft“, aber auch der vollständigen Assimilation in der Diaspora.

Jener Mann, der grundlegend das Gegenkonzept vom „Muskeljudentum“ theoretisch formulierte, war Max Nordau (1849–1923), ein damals populärer Schriftsteller und zweiter Mann nach Theodor Herzl. In seinen Reden und Schriften übernimmt er die von völkisch-rassistischen Termini durchdrungene Begrifflichkeit des nationalistischen Diskurses des 19. Jahrhunderts und transferiert sie auf die Situation des Diasporajudentums. In diesem Zusammenhang kann man bei ihm von einer „körperlichen Entartung der jüdischen Rasse“ lesen. Diese resultiere maßgeblich aus der „Fleischabtötung“, die an den Juden „in der Enge der Judenstraße“ verübt worden sei. Aus diesem Grunde bedürfe es seiner Meinung nach einer physischen „Regeneration“, um in der Tradition großer „Helden“ wie Bar Kochba oder der Makkabäer wieder zu „tiefbrüstigen, strammgliedrigen, kühnblickenden

Männern“ zu werden. Dem Turnen und der körperlichen Ertüchtigung komme in diesem „Regenerationsprozess“ eine zentrale Funktion zu, die geistige Frische bilde eine Grundvoraussetzung für die Entwicklung von Muskelkraft.

„Hoppauf, Herr Jud!“ – Der Allroundsportklub Hakoah

Die Forderungen nach einer „Erneuerung“ des (Muskel-)Judentums schlugen sich in der Gründung zahlreicher jüdischer Turn- und Sportvereine nieder, allerdings verschrieben sich nicht alle zionistischen Zielen, sondern fungierten auch als Integrationsvehikel für liberale und assimilierte Juden oder dienten wie die „Schild“-Bewegung militärischen Zwecken.

Im Deutschland der Weimarer Jahre übten allerdings nichtjüdische Vereine noch immer die meiste Anziehungskraft aus. In der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie erfolgte 1909 durch die Gründung des Allroundsportklubs

Die Konfrontation mit offenem und latentem Antisemitismus bildete und bildet eine Grundkonstante und -erfahrung jüdischer Sportler und Sportvereine in einer mehrheitlich nichtjüdischen Umwelt.

Hakoah (hebräisch „Kraft“) die Etablierung einer genuin jüdischen Turn- und Sportszene. Die Hakoah verstand sich als ein nach liberalen Prinzipien orientierter Verein, der mit Ausnahme von nichtjüdischen Trainern nur jüdischen Mitgliedern offen stand, die abseits von manifestem und latentem Antisemitismus in vielen österreichischen Sportvereinen ihren sportlichen Aktivitäten nachge-

hovor, sondern auch die einzige jüdische Fußballmannschaft, die 1924/25 die österreichische Meisterschaft gewinnen konnte und auch international für Furore sorgte.

„Judas“ und „Yiddos“

Die Konfrontation mit offenem und latentem Antisemitismus bildete und bildet eine Grundkonstante und -erfahrung

Lane, befindet sich in jenem Teil Nord-Londons, in dem auch die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung der Stadt lebt. Seit dem Aufkommen eines aggressiven und rassistischen Hooliganwesens in England in den späten 1970er-Jahren werden antijüdische Parolen gegen die Spurs-Fans gerufen, das Salutieren mit dem Hitlergruß sowie die Imitation von ausströmendem Gas gehören dabei zum Standardinventar von Fanklubs bestimmter Vereine. Als Reaktion der – zumeist nichtjüdischen – Spurs-Anhänger ist das Phänomen entstanden, dass diese die antisemitischen Stigmatisierungen und Beschimpfungen wie „Yid“ in ihr Gegenteil verkehrt und somit eine pseudo-jüdische Identität „adoptiert“ haben. Auf ihren Trikots prangt die stolz zur Schau getragene Aufschrift „Yiddo 4 Life“ und Schmährufe werden mit „Yiddo, Yiddo“-Rufen beantwortet. Wie man auch bei anderen sozialen Außenseitergruppen (Schwarzen, Homosexuellen) beobachten kann, handelt es sich hier um einen semantischen und symbolischen „Code-Wechsel“, der aus einem Stigma eine positiv besetzte Identität generiert.



Gewinnende Herzeige-Athleten: Hakoah-Wasserballer in den 1950ern.

hen wollten. Damit verbanden sich auch zionistische Grundanliegen, unter anderem der „demonstrative Nachweis“ der Ebenbürtigkeit jüdischer Körperkraft mit nichtjüdischen Athleten. Ein sehr augenscheinliches Beispiel dafür bieten die Mitglieder der Ringersektion, unter ihnen der mehrfache österreichische Meister und Gewinner zweier Olympiabronzemedailles 1932, Nikolaus „Mickey“ Hirschl (1908–1991).

Dieser erzählte in Interviews, dass er aufgrund seiner Körperkraft bei Sportveranstaltungen als Ordner eingeteilt war und immer wieder Raufereien mit Nationalsozialisten hatte. Er konnte noch vor dem „Anschluss“ 1938 nach Palästina fliehen und lebte bis zu seinem Tod in Australien. Die Hakoah war –bis zu ihrer Zerschlagung einen Tag nach dem Einmarsch Hitlers in Österreich – der größte jüdische Sportverein der Welt. Aus ihren Reihen gingen nicht nur Sieger bei den Makkabiaden, den jüdischen Sportfesten,

jüdischer Sportler und Sportvereine in einer mehrheitlich nichtjüdischen Umwelt. Vor allem der Fußballplatz ist jene Bühne, wo sich neben ausländerfeindlich-rassistischen Äußerungen auch ein Antisemitismus manifestiert, der allerdings nach 1945 weitgehend zu einem „Antisemitismus ohne Juden“ mutierte. In dieser Hinsicht sind die Fußballderbys zwischen den beiden Wiener Spitzenvereinen Rapid Wien und Austria Wien interessant, denn bei den Duellen zwischen der „bürgerlich-jüdischen Austria“ und dem „Arbeiter- und Vorstadtklub Rapid“ geht die Brisanz zumindest über das sportliche Ausmaß hinaus, obwohl sich keine jüdischen Spieler auf dem Platz befinden.

Auch im internationalen Fußball gibt es als „Judenclubs“ bezeichnete Fußballvereine. Die beiden bekanntesten von ihnen sind Ajax Amsterdam und die Tottenham Hotspurs aus London. Das Stadion der „Spurs“, die White Hart

Brüche und Kontinuitäten

Die Zeit des Nationalsozialismus bedeutete auch für den jüdischen Sport ein abruptes Ende. Im Exil konstituierten sich ehemals jüdische Vereine wie die Hakoah wieder neu, der Sport erfüllte auch identitätsstiftende und -wahrende Funktion. Obwohl die Hakoah in Wien bereits am 10. Juni 1945 ihren Betrieb wieder aufnahm, sollte es bis 2008 dauern, bis der Verein auf seinem ehemaligen Grundstück ein neues Sportzentrum einweihen konnte, nachdem sich die Restitutionsverhandlungen bis ins Jahr 2002 hingezogen hatten. Zusammen mit dem Wiener Fußballunterhausklub S. C. Maccabi handelt es sich dabei um ein vitales Signal für den Neubeginn des jüdischen Sports in Österreich. *nu*

Aus: *Handbuch Jüdische Kulturgeschichte*, hrsg. vom Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg. <http://hbjk.sbg.ac.at>. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung



Fangruppen des deutschen Klubs Borussia Dortmund geraten immer wieder mit antisemitischen Parolen in die Schlagzeilen. Die Klubführung „distanziert sich in aller Deutlichkeit von Antisemitismus, Rassismus und Diskriminierung jeglicher Art“.

Spiegel der Gesellschaft

VON DODIE SCHURZEL

Die Fernsehbilder der HoGeSa-Demo (Hooligans gegen Salafisten) am 26. Oktober 2014 in Köln gingen rund um den Globus. Eine glatzköpfige, ganzkörper tätowierte, Naziparolen brüllende Meute randalierte. Eine Ausnahme? Die interessante Frage ist: Wo waren diese tausenden Demonstranten eigentlich vorher? Und wo sind sie seither? Fußball zieht Neonazis und Rechte an wie Motten das Licht – so scheint es zumindest. Auch die mediale Berichterstattung vermittelt, dass die Fußballfan-Subkultur mehrheitlich rechts ist und sich in den meisten Fußballstadien Nazi-Hooligans tummeln. Doch laut Robert Claus, Buchautor und Experte für Rechtsextremismus, hat sich im Fußball im Vergleich zu den achtziger Jahren doch einiges geändert. Damals habe es kaum Fangruppen gegeben, die gegen Antisemitismus und Diskriminierung auftraten; aus vielen Fankurven hörte man judenfeindliche Gesänge. Mittlerweile habe es einen „Reinigungsprozess“ unter den Fans gegeben: „Sie haben darüber diskutiert, was bei Fußballspielen gesungen werden soll und was nicht. Wenn heute jemand im Stadion ‚Sieg Heil‘ brüllt und dabei gefilmt wird, wird er auch sehr wahrscheinlich bestraft.“ In Italien zogen Lazio-Rom-Ultras am

Hakenkreuze im Fanblock, Bananen, die auf schwarze Fußballer niederregnen, antisemitische Schmähesänge von den Rängen und weiße Spieler, die schwarzen Konkurrenten den obligatorischen Handschlag verweigern: Rassismus und Antisemitismus finden – allen PR-Kampagnen und Bemühungen zum Trotz – im internationalen Fußball nach wie vor statt.

Vorabend des italienischen Nationalfeiertags am 25. April, der an die Befreiung vom Faschismus erinnert, nach einem Spiel gegen den AC Milan durch die Mailänder Innenstadt. Sie grölten Naziparolen, zeigten den Nazi- und den Faschistengruß und trugen ein Banner mit der Aufschrift „Ehre für Mussolini“. Die Mailänder Polizei zeigte neun Lazio-Hooligans wegen „Verherrlichung des Faschismus“ an. Lazio Rom reagierte wie immer beschwichtigend: Das Verhalten einiger Fans habe nichts mit den Werten des Sports zu tun, für die der Club seit 119 Jahren stehe.

Schwarze Tage in Deutschland

In österreichischen Stadien ist Antisemitismus seltener geworden, gänzlich verschwunden ist er allerdings noch längst nicht. Die alten Schlachtenbummler, meist rechter Gesinnung, wurden durch die jüngere Fankultur vielleicht nicht verbannt, aber zumin-

dest marginalisiert. Doch wie hält es diese junge Szene in der Regel mit Politik? Anders als in Deutschland, wo bei Veranstaltungen wie „You’ll never walk alone“ Fanvertreter und Fachleute über Antisemitismus diskutieren, gibt es in Österreich keine oder nur sehr rudimentäre systematische Aufklärungsarbeit. Doch auch in Deutschland gibt es immer noch Vereine, in denen die Ultras „zu schwach“ waren, um die Nazis hinauszudrängen. Vielen Fans bleibt der 28. April 2017 als schwarzer Tag in Erinnerung. Beim Fußballspiel zwischen Babelsberg 03 und Energie Cottbus kam es zu antisemitischen und antiziganistischen Gesängen. „Arbeit macht frei – Babelsberg 03“ oder „Zecken, Zigeuner und Juden – Babelsberg 03“ hallte es durchs Stadion. Eine Fahne von Cottbus-Fans, die sich „New Society“, kurz NS nennen, zeigte einen Hitlerjungen. Die Fanszene von Babels-



© WIKIMEDIA COMMONS

Gerne auffällig zeigen sich die Fans von Lazio Rom. Dass das Fußballstadion auch ein Treffpunkt der Generationen ist, kommt den „Irriducibili“ dabei gelegen.

berg 03 hingegen ist deklariert links. In Österreich wiederum stürmten 2014 türkische Fans mit palästinensischen und türkischen Flaggen das Spielfeld und attackierten israelische Spieler aus Haifa, die ihr Trainingslager in Leogang aufgeschlagen hatten. Sieben Jahre vorher „begrüßten“ die Fans des SK Ried die Fans des FK Austria Wien 2007 mit einem Spruchband, auf dem „Shalom“ geschrieben stand; gleich darauf ertönte „Ihr seid nur ein – Judenverein“ aus dem Rieder Gästesektor. Der 1911 gegründete, violette Hauptstadtclub Austria Wien wird immer wieder Opfer antisemitischer und rassistisch herabwürdigender Sprechgesänge. Das hat – auch – mit seiner Vereinsgeschichte zu tun: Viele Gründungsmitglieder und Funktionäre der Violetten waren jüdisch. Nach dem „Anschluss“ wurde der Verein aufgelöst und in SC Ostmark umbenannt, das Stadion zur Kaserne für deutsche Soldaten umfunktioniert. Jüdische Funktionäre durften das Areal nicht

mehr betreten, jüdischen Fußballern wurde jede sportliche Tätigkeit untersagt. Einigen gelang die Flucht in die Schweiz oder nach Frankreich. Angesichts dieser Vereinshistorie ist es geradezu absurd, dass in den letzten Jahren ausgerechnet im Fansektor der Austria Wien eine Hooligangruppe besonders negativ aufgefallen ist: „Unsterblich Wien“ verwendet den Hitlergruß und Nazisymbolik. Für medialen Wirbel sorgte auch, dass der rechtsradikale Fantrupp ein Flüchtlingsheim angriff. Auf dem Weg zum Stadion. Einfach so.

Italienische Hassgesänge

Auch die auswärtigen Freunde von „Unsterblich Wien“ gehören allesamt Fanszenen mit rechtsextremer Gesinnung an; die „Ultras Sur“ aus Madrid beispielsweise oder auch die bereits erwähnten Ultras von Lazio. „Irriducibili“ („Die Unverbesserlichen“) steht auf dem Banner der Laziali, die, ebenso wie AS Roma,

immer wieder mit antisemitischen Sprüchen und Gesängen auffallen. „Auschwitz la vostra patria, i forni le vostre case“ („Auschwitz ist eure Heimat, die Öfen eure Häuser“) stand bei einem Match auf einem meterlangen Spruchband, das Lazio-Fans an den Stadtrivalen adressierten. Die Roma-Fans antworteten nicht minder antisemitisch: „Lazio, Livorno – stessi iniziali, stesso forno“ („Lazio, Livorno, gleiche Initialen, gleicher Ofen“). Die überwiegende Mehrheit der Livorno-Fans sind bekennende Kommunisten und Antirassisten. Einen weiteren antisemitischen Eklat lieferten Lazio-Fans mit Aufklebern, die Anne Frank im Dress der verhassten AS Roma zeigten. Als eine Fernsehmoderatorin die Aktion der Laziali verurteilen wollte, passierte ihr live auf Sendung ein Freudscher Versprecher: „Siamo tutti antisemiti“ („Wir sind alle Antisemiten“). Lazio versprach damals, mit zweihundert Fans das Konzentrationslager Auschwitz zu besuchen, Vereinspräsident Claudio Lotito legte als symbolische Entschuldigung einen Kranz in der römischen Synagoge nieder. Der Klub ließ außerdem Auszüge aus dem Tagebuch von Anne Frank im Stadion verlesen. Die Spieler trugen T-Shirts mit der Aufschrift „No all’ antisemitismo“ („Nein zu Antisemitismus“). Viel bewirkt hat es, wenn man die jüngsten Vorfälle in Mailand betrachtet, offenbar nicht. Deutsche rechte Recken nahmen sich die Aktion der Laziali zum Vorbild, als ein Fan von Lokomotive Leipzig Anne Frank im Trikot des Stadtrivalen Chemie Leipzig postete und dem Bild den Schriftzug „JDN CHM“ beifügte, eine Abkürzung für „Juden Chemie“. Auch in der Region Düsseldorf, in Dortmund und Gelsenkirchen sowie in sozialen Medien tauchten Aufkleber auf, die Anne Frank, diesmal im Trikot von Schalke 04, zeigten. Wer die Aufkleber herstellte, konnte nicht geklärt werden. Aber da FC Schalke 04 der größte Rivale von Borussia Dortmund (BVB) ist, liegt der Verdacht nahe, dass rechts-

Lazio ließ Auszüge aus dem Tagebuch von Anne Frank im Stadion verlesen. Die Spieler trugen T-Shirts mit der Aufschrift „No all’ antisemitismo“. Viel bewirkt hat es offenbar nicht.

Der Selbstreinigungsprozess in den Fankurven ist vielerorts in Gang gesetzt, die überwiegende Mehrheit der Fußballfans und Ultras wollen nicht mit dem braunen Mob in einen Topf geworfen werden.

radikale BVB-Fans dahintersteckten. Unter den BVB-Fans tummeln sich besonders viele Rechtsextremisten, die mittlerweile wieder aufgelöste Hooligangruppe „RIOT 0231“ bedrohte linksgerichtete BVB-Ultras und grölte auf einer Zugfahrt nach Berlin zum DFB-Pokalfinale antisemitische Lieder.

Britische Stadionsperren

Immer wieder stimmen auch Fans des Londoner FC Chelsea antisemitische Gesänge gegen den Lokalrivalen Tottenham Hotspur an, der für seine jüdische Fangemeinde bekannt ist. Anhänger von Tottenham bezeichnen sich als „Yid Army“ und Spieler, die sie anfeuern und verehren, als „Yiddo“. Die Tottenhamer verstehen das Wort „Yid“ als Ehrentitel für ihre besten Spieler und verwehren sich dagegen, rassistisch oder antisemitisch missverstanden zu werden. Auch Fans des Premier-League-Klubs West Ham United schmähten jüngst die Rivalen Tottenham Hotspur mit antisemitischen Parolen. West Ham reagierte rasch und unmissverständlich: „Wir sind angewidert davon, was heute Abend in den sozialen Medien per Video verbreitet wird.“ Der Klub versprach, die Täter aus den eigenen Fanreihen zu ermitteln, der Polizei zu übergeben und mit lebenslangem Stadionverbot zu belegen: „Wir möchten nicht, dass solche Leute mit West Ham United in Verbindung stehen“, heißt es. „Sie sind in unserem Klub nicht willkommen, sie sind nicht willkommen in der zivilisierten Gesellschaft.“ Chelsea-Vorsitzender Bruce Buck hält vom Stadionverbot als Allheilmittel gegen Rassismus und Antisemitismus wenig: „Wenn man die Leute nur aus dem Stadion verbannt, wird man ihr Verhalten niemals ändern.“ Fans des FC Chelsea, die wegen rassistischer oder antisemitischer Äußerungen mit einer Stadionsperre belegt wurden, sollen künftig im Rahmen der Initiative „Say No To Antisemitism“ das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz

besuchen. Mit einer Teilnahme könnten Fans ihre Stadionsperre reduzieren: „Unsere Strategie gibt ihnen die Möglichkeit, sich zu besinnen und zu begreifen, was sie getan und gesagt haben“, so Buck.

Rote Karten in Israel

Auch Israel ist nicht vor rassistischen Fans gefeit. Besonders berüchtigt ist die antiarabische Fangruppe „La Familia“ von Beitar Jerusalem. Als 2013

ins Leben gerufen, um gegen Hassgesänge und Rassismus vorzugehen. Die engagierte Jugendarbeit zeitigt Erfolg, für seine Bemühungen wurde der Klub 2017 sogar mit einem Antirassismus-Preis ausgezeichnet. In der Begründung hieß es, der Verein habe „die rassistischen Gesänge nach einer Reihe von Strafen deutlich reduziert“.

Der Selbstreinigungsprozess in den Fankurven ist vielerorts in Gang gesetzt, die überwiegende Mehrheit der



© WIKIMEDIA COMMONS

Die Ultra-Fans von Beitar Jerusalem gelten als berüchtigt. Der Block „La Familia“ machte sich wiederholt mit rassistischen Beleidigungen einen Namen und dem Verein Schande.

erstmalig in der 65-jährigen Geschichte des Klubs ein Muslim spielte, protestierten Fans mit rassistischen Chören: „Beitar rein für immer“, schrien sie, und: „Jigal Amir, König von Israel!“ Sie schändeten damit auch das Andenken an Friedensnobelpreisträger Yitzhak Rabin. Denn er war 1995 von dem jüdischen Rechtsextremisten Jigal Amir ermordet worden. Viele Fans, Männer und Frauen, Juden und Araber, kehrten wegen „La Familia“ ihrem Lieblingsverein den Rücken und gründeten einen eigenen Club, Beitar Nordia. Mittlerweile hat Beitar Jerusalem ein Forum

Fußballfans und Ultras wollen nicht mit dem braunen Mob in einen Topf geworfen werden. Rassismus und Antisemitismus muss die rote Karte gezeigt, Sperren und Strafen müssen ausgesprochen werden. Denn auch wenn man die Mentalität der Antisemiten nicht ändern kann, so nimmt man ihnen zumindest die Bühne. Als Fazit steht fest: Es gibt ein Antisemitismus- und Rassismusproblem auf Fußballplätzen. Aber nicht mehr und nicht weniger als in der Gesellschaft. Wie so oft, ist der Fußballplatz deren Spiegel.

nu

Torschützen und Kaffeehausjuden

Friedrich Torberg und Hans Menasse, die beiden bekanntesten jüdischen Sportlerpersönlichkeiten aus Wien, hatten ähnliche Schicksale und unterschiedliche Erfahrungen.

VON ERIC FREY

Wenn Athleten so berühmt werden, dass man noch Jahrzehnte später von ihnen spricht, dann liegt das an ihren überragenden sportlichen Leistungen. Bei jüdischen Sportlern geschieht das oft auch, weil sie auf irgendeine Weise in die Literatur eingehen. Das gilt zumindest für zwei Männer, an die man als erste denkt, wenn es um Juden und Sport in der österreichischen Geschichte geht – Friedrich Torberg und Hans Menasse. Der eine war 1928 Meister im Wasserball für seine Mannschaft Hagibor Prag, der andere 1955 österreichischer Fußballmeister mit der Vienna und Spieler im Nationalteam. 22 Jahre beträgt der Altersunterschied – im 20. Jahrhundert eine kleine Ewigkeit.

Friedrich Torbergs Begeisterung für den Sport fand in seinem 1935 erschienenen Roman *Die Mannschaft* ihren Niederschlag und zieht sich durch zahlreiche andere Schriften, darunter auch seine berühmte Anekdotensammlung *Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlandes*. Bei Hans Menasse waren es seine Literaten-Kinder, die seine Fußballkarriere verewigten, allen voran Eva Menasse in ihrem großartigen Familienroman *Vienna* (2005). Das aktuelle Buch über Menasse *The Austrian Boy* hat sein Neffe Peter Menasse mitverfasst, und es ist mit einem persönlich gehaltenen Nachwort seiner Kinder Robert, Eva und Tina versehen.

Dass Menasse nicht selbst zum Buchautor geworden ist, lag wohl auch

an den Umständen seiner Zeit. Nach seiner Fußballkarriere wurde er Presschef der US-Filmgesellschaft Paramount in Österreich und war dann fast fünf Jahrzehnte als Sprachrohr Hollywoods aktiv. Er war bekannt für seinen Witz und seine Fabulierkunst. Seine Kinder beschreiben das so: „Hans Menasse war und ist ein unaufhörlicher Geschichtenerzähler, ein leidenschaftlicher Schöpfer von Anekdoten, witzigen Formulierungen und verrückten, manchmal sehr albernen Sprachspielen.“ Zu ihm passte das Prädikat, das Kurt Tucholsky dem Wiener Publizisten Anton Kuh verliehen hat: Er war ein Sprechsteller.

Schönster Tag im Leben

Menasses fehlendes schriftliches Œuvre macht er durch seine sportliche Bedeutung wett. Im Wien der fünfziger Jahre in zwei Spitzenklubs – Vienna und Austria – Fußball zu spielen, war eine große Leistung. Torbergs Fußballkarriere endete hingegen schon als 13-Jähriger, als er sich von seinen Eltern für seine Bar Mizwa die Erlaubnis wünschte, dem jüdischen Sportklub Hakoah beizutreten, was in der großbürgerlichen Familie Kantor – so hieß er damals – eigentlich als unschicklich galt. Doch für Fußball war er nicht gut genug und wurde deshalb Schwimmer; nach der Übersiedlung der Familie nach Prag landete er beim Wasserball. In seinem Leben war das keine zweite Wahl. Das 2:0 seiner Mannschaft gegen PTE Preßburg im Finale der tschechoslowakischen Wasserballmann-



Hans Menasse 1955: Österreichischer Fußballmeister mit der Vienna.

schaft 1928, bei dem Torberg beide Tore schoss, nannte er später den schönsten Tag seines Lebens.

Im Vergleich der beiden Sportlerpersönlichkeiten bildet ein ganz anderer Aspekt den größten Kontrast, und das ist die Rolle, die das Judentum in ihrem Leben gespielt hat. Torberg ist in einer bewusst jüdischen Familie aufgewachsen, und auch wenn er nicht religiös war, bildete dies stets den Kern seiner Identität. Und verbunden mit Judentum war die Auseinandersetzung mit Antisemitismus, von dem er als aktiver Sportler und Sportfan im Prag und Wien der Zwischenkriegszeit viel mitbekam. Das „Hoppauf, Herr Jud“ eines Wiener Vorwärts-06-Anhängers, der aus taktischen Gründen ausnahmsweise auf den Sieg der Hakoah hoffte, ist eine der bezeichnenden Episoden aus der *Tante Jolesch*.

Torberg war ein jüdischer Sportler par excellence, auch wenn sein Schriftstellerkollege Robert Neumann *Die Mannschaft* folgendermaßen kommentierte: „Ich habe Ihr Buch gelesen, und ich muss gestehen, dass ich ursprünglich sehr skeptisch war, schon weil Sportromane jetzt in Mode sind. O weh, dachte ich, da will sich ein Kaffeehausjud als Sportler gebärden. Jetzt

Im Vergleich der beiden Sportlerpersönlichkeiten bildet ein ganz anderer Aspekt den größten Kontrast: die Rolle, die das Judentum in ihrem Leben gespielt hat.

weiß ich, dass Sie ein Sportler sind, der als Kaffeehausjud posiert.“ Seine Erfahrung mit Vertreibung und Exil kam erst nach Ende seines Sportlerlebens.

Tür an Tür

Auch Hans Menasse war und ist eine Persönlichkeit, die stark in der jüdischen Erfahrungswelt des 20. Jahrhunderts verankert ist. Seine Mutter war katholisch, was seinem jüdischen Vater in der NS-Zeit das Leben rettete, und in seinem Zuhause spielte Religion überhaupt keine Rolle. Aber sein Leben war schon früh geprägt durch antijüdische Verfolgung: Mit acht Jahren kam er Ende 1938 in einem Kindertransport nach England, wo er die Kriegsjahre ohne Eltern und bald auch mit wenig Kontakt zu seinem älteren Bruder Kurt bei mehreren Pflegefamilien verbrachte. Dort wurde jenes Fußballtalent in ihm entdeckt, das ihn nach seiner Rückkehr nach Wien mit 17 Jahren zu einem Spitzenspieler machte.

Wenn man das Buch *The Austrian Boy* liest, fällt eines auf: Sein Schicksal als jüdischer Flüchtling interessierte im Wien der Nachkriegszeit niemanden und beschäftigte auch ihn kaum. Damals wurde über die Vergangenheit ein dicker Mantel des Schweigens gelegt, sowohl von jüdischen Überlebenden als auch den Österreichern, die selbst an Verbrechen teilgenommen oder diese stillschweigend hingenommen hatten. Menasse spielte in der Vienna mit Kindern von Kriegsverbrechern, ohne dass ihn das irgendwie berührte. Sein Vater war nicht bereit, über Erlebnisse im Krieg zu erzählen, und die Söhne fragten nicht nach. Sie „verstanden sehr rasch, dass die NS-Ideologie noch in den Köpfen vieler Österreicher und Österreicherinnen verankert war. Wohl auch aus diesem Grund wählten ihre Eltern das Schweigen über die Umstände ihres (Über-)lebens in Wien von 1938 bis 1945 als Bewältigungsstrategie“, wird das im Buch erklärt.

Der Umgang der Menasses mit ihrer eigenen Verfolgung war typisch für diese Generation, und das Ignorieren

der NS-Gräuel das prägende Merkmal im Nachkriegsösterreich. Diese Einstellung, die heute oft kritisiert wurde, diente auch der Versöhnung: Menasse spürte offenbar in der rauen Welt des Fußballs keinen Antisemitismus. Das fehlende Schuldgefühl führte auch dazu, dass ein aufstrebender Spieler mit einem leichten englischen Akzent, der seine Jugend-

Menasse begonnen, sich mit der eigenen Fluchtgeschichte und der jüdischen Identität auseinanderzusetzen – und darüber als Zeitzeuge zu sprechen. Und als Menasse vor kurzem dem *Standard*-Redakteur Fritz Neumann im Rahmen eines „Sportmonologs“ über sein Leben erzählte, da drehte sich alles um Kindheit, Flucht, Leben



© VOTAVA / IMAGNO / PICTUREDESK.COM

Idy Kohn und Friedrich Torberg 1930: Meisterliche Schwimmerin und Wasserballer in den Trikots der Hakoah.

jahre im Ausland verbracht hatte, zumindest nach außen hin stets als „einer von uns“ betrachtet wurde und nicht als „der Jud“ wie in Torbergs Jugend. Opfer und Täter lebten Tür an Tür und spielten gemeinsam Fußball, als ob nichts gewesen wäre. Der Antisemitismus war sicher nicht verschwunden, aber man stellte ihn nicht mehr zur Schau.

Erst spät in seinem Leben hat

im Exil und die schwierige Rückkehr nach Wien. Menasses Sportlerleben ist durch und durch ein jüdisches Schicksal, das auch Friedrich Torberg als Romanvorlage hätte dienen können. *nu*

Alexander Juraske / Agnes Meisinger / Peter Menasse
Hans Menasse: *The Austrian Boy*
Böhlau Verlag, Wien
180 Seiten, EUR 23,-

„Mich interessiert ausnahmslos Fußball“

VON GREGOR AUENHAMMER

Jahrelang saß der ehemalige Boxweltmeister neben dem renommierten Literaturwissenschaftler Wendelin Schmidt-Dengler auf der kargen Tribüne des Horr-Stadions. Man philosophierte über Gott und die Welt, vor allem aber über die gemeinsame Leidenschaft: den Fußball. Genauer, über die Wiener Austria.

Die Lebensgeschichte des Wiener jüdischen Philosophen Kurt Rudolf Fischer (1922–2014) liest sich wie ein abwechslungsreicher Roman, wie eine Chronik des 20. Jahrhunderts, aber auch wie eine Odyssee durch unterschiedliche Professionen und über mehrere Kontinente verstreute Stationen. Eine austro-asiatisch-amerikanische Chronik mit „Last exit“ nicht in Brooklyn, sondern in einem Pflegeheim in Wien-Fünfhaus, wenige Jahre nach fulminanten Reden und furiosen Vorlesungen an der philosophischen Fakultät der Wiener Universität. Fischer sprach über seine Flucht, die Philosophie des Boxens, reflektierte über die Stimmung am Campus der – vor allem in der Studenten- und Bürgerrechtsbewegung progressiven – Universität von Berkeley in den sechziger Jahren, die maßgeblich an sozialen Veränderungen beteiligt war.

Mittelgewicht im Reich der Mitte

Zu Beginn des Gesprächs, das ich im März 2008, am Vorabend des 70. Jahrestags des „Anschlusses“, mit Kurt Rudolf Fischer führte, bestätigte er, anfangs ein wenig wortkarg, einige biografische Fakten seiner bewegten und bewegenden Biografie. Diese hatte in den letzten Jahrzehnten nicht nur zahlreiche Studierende in Wien in ihren Bann gezogen. Fischer wuchs im zerrissenen Ständestaat als jüdisches Kind auf, erkannte, gerade rechtzeitig, die Gefahr des Nazi-Regimes und floh 1938. Nach

Kurt Rudolf Fischer war Boxmeister in Shanghai, Philosoph in Berkeley und Honorarprofessor in Wien. Eine persönliche Spurensuche zum fünften Todestag.



© WUV

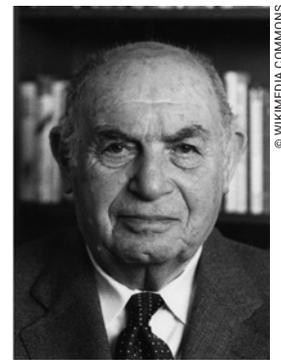
Mittelgewicht zu werden – und das, obwohl er von der Gewichtsklasse her nur ein Weltergewicht dargestellt hatte, wie er noch viele Jahre später mit Stolz erzählte. Dennoch verließ Fischer bei der erstbesten Gelegenheit Shanghai in Richtung USA. Im Gegensatz zu zwei anderen Flüchtlingen, die seinen Weg kreuzten: Seine jüdischen Wegbegleiter Jakob Rosenfeld und Richard Frey sollten beide in China bleiben, später der Kommunistischen Partei beitreten, sogar die chinesische Staatsbürgerschaft erhalten und ihr Leben lang honorifique Ehrenbürger des Reichs der Mitte bleiben.

In der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts gab es viele Literaten und Intellektuelle, die sich für Kampfsportarten begeisterten, am Boxsport interessiert waren und darüber philosophierten: von Ernest Hemingway, Henry Miller, Charles Bukowski und John Irving über die Franzosen Boris Vian oder Philipp Djian bis zu Wolf Wondratschek und dem kürzlich verstorbenen sensiblen Chronisten Werner Schneyder im deutschsprachigen Raum stellten viele Schriftsteller philosophische und psychologische Bezüge zwischen Sport und Alltagsleben dar – Schläge und Treffer einzustecken und zu verteilen als Synonym des Lebens. Einen solchen persönlichen Bezug zwischen Boxkampf und Philosophie stellte Fischer indes in Abrede. Für ihn hätte das eine mit dem anderen nichts zu tun gehabt: „Ich sehe da keinen Zusammenhang. Das war bei mir eine zufällige Entwicklung. Man sagt von manchen Boxern, sie wären Philosophen gewesen, etwa von Jack Brunswick. Er war Weltmeister im Schwergewicht. Aber

Nach seiner Rückkehr nach Österreich lehrte Fischer als Honorarprofessor an der philosophischen Fakultät der Universität Wien.

der ersten Station in Brünn verschlug es ihn 1940 ins Exil nach Shanghai, wo er sich den Lebensunterhalt als Sportler verdiente und zunächst chinesischer, später internationaler Boxchampion wurde. Seine Hinwendung zum Sport war allerdings nur dem Zufall geschuldet – und der Notwendigkeit, auszuwandern und sich das Überleben zu sichern. In Shanghai, so Fischer, sei er schließlich „groß, hungrig und trainiert genug“ gewesen, um Boxchampion im

„Alte Vertreter des Wiener Kreises waren in der amerikanischen Philosophieszene versammelt. Berkeley hatte die besten Leute, John Searle, Hilary Putnam oder später Paul Feyerabend. Und ich war sozusagen Gast.“



ich denke, er war kein Philosoph, sondern er hat nur viel gelesen.“

Philosophie statt Protest

Die nächste und wichtigste Station in Fischers Biografie ist die University of California, Berkeley, wo er nach 1945 studierte und später Professor an der philosophischen Fakultät wurde. Berkeley in den sechziger Jahren beschrieb er folgendermaßen: „Die Universität war sehr gut, ausgezeichnet in vielen Bereichen der Wissenschaft – Physik, Chemie, Biologie. Berkeley erreichte Weltruhm. Und war sehr, sehr gut in der Philosophie. Sie hatten die besten Leute, John Searle, Hilary Putnam oder später Paul Feyerabend. Und ich war sozusagen Gast.“ Als Spezialgebiet erarbeitete Fischer das Wiener *Fin de Siècle* und die Philosophie des Wiener Kreises. Dass die Amerikaner durch österreichische Emigranten einen besonderen Bezug zu Wien gehabt hätten, lag für Fischer auf der Hand: „Selbstverständlich. In Berkeley hat es auch Emigranten gegeben, auch in der Psychologie und Philosophie, die besonders hervorragend waren. Alte Vertreter des Wiener Kreises waren in der amerikanischen Philosophieszene versammelt: Herbert Feigl, Rudolf Carnap, Carl Hempel. Und ich war eng befreundet mit Paul Feyerabend.“ Feyerabend, ein Vertreter des logischen Empirismus, war in seiner Zeit in den USA stark beeindruckt von den politischen Bewegungen in Berkeley, von Studentenbewegung und den ersten Hippiekolonien. Ob Fischer mit ihm auch direkt irgendwelche Thesen ausgearbeitet habe? „Nein, wir haben nicht gemeinsam philosophiert. Die Freundschaft war rein privat.“

Aus historischer Distanz betrachtet, war Berkeley in den 1960er-Jahren eine der wichtigsten Speerspitzen der Studentenbewegung und der Bürgerrechtsbewegung. Die Proteste des „Free Speech Movement“ nahmen hier ihren

Ursprung, nachdem Malcolm X am Campus Redeverbot erteilt wurde. Die freie Rede als Grundrecht war eines der Themen der Zeit. Aber Fischer, damals direkt vor Ort, relativiert in seiner persönlichen Einschätzung die Darstellung der kollektiven Aufbruchsstimmung und das neue Verhältnis zwischen Lehrenden und Studenten: „Da habe ich nicht mitgemacht. Weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Viele waren einfach da, um zu studieren. Einige Studenten waren eben besonders interessiert, und andere haben sich nicht gekümmert um die Studenten- und Bürgerrechtsbewegung.“ Auf einige der progressivsten Berkeley-Protagonisten – Studentenvertreter wie Mario Savio, Jack Weinberg, Reginald Zelnik – angesprochen, verneint Fischer deren Präsenz in seinem eigenen Wirkungsbereich. Er habe sie vom Namen her gekannt, aber im Umfeld der Fakultät waren sie ihm nicht aufgefallen. „Also ich habe nichts davon gespürt. Das ist eher ein im Nachhinein entstandenes Thema.“

Noch einmal zum Aspekt des Sports, speziell des Boxkampfesports, innerhalb der Protestbewegungen: Cassius Clay alias Muhammad Ali verweigerte 1967 den Wehrdienst, um auf die Bürgerrechte aufmerksam zu machen. Daraufhin wurde ihm der Weltmeistertitel aberkannt und ein vorübergehendes Boxverbot über ihn verhängt. Er wurde dann in Zusammenhang mit Martin Luther King und später auch mit Malcolm X gebracht. Dazu Fischer: „Ich glaube, Muhammad Ali hat den Schritt selber gesetzt, aus persönlichem Engagement. Es hatte aber eigentlich keine Auswirkung. Ich meine eher, dass der Sport und die Athleten politisch von Black Power und Black Panthers instrumentalisiert wurden.“

Kein Vergleich

1968 wechselte Fischer an die University of Pennsylvania in Millersville, 1979 kehrte er nach Wien zurück, wo

er als Honorarprofessor an der philosophischen Fakultät der Universität Wien lehrte. Fischer stellte, wie auch der Berkeley-Historiker Carl E. Schorske, in seinem Spezialgebiet zahlreiche Querverbindungen zwischen Philosophie, Wissenschaft, Psychologie, Soziologie, Politik und Literatur her, vor allem zwischen Protagonisten wie Arthur Schnitzler und Sigmund Freud, Rudolf Carnap, dem gesamten Wiener Kreis, Schopenhauer und bildenden Künstlern wie Gustav Klimt und anderen. Die Frage nach einer Analogie zwischen dem Wiener *Fin de Siècle* und den umwälzenden gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen der sechziger Jahre in den USA – Bürgerrechts- und Friedensbewegung, Anti-Vietnam-Demonstrationen, Studenten, Literaten, Filmschaffende, Musiker, Wissenschaftler – beantwortete mir Fischer auf seine Art: „Das ist eine interessante These. Ein Gedanke, der einem im Nachhinein kommt, aber damals am Campus war das nicht so bewegend. Das war eher partiell. Und vor allem war das Wiener *Fin de Siècle* so herausragend in seiner intellektuellen Ausprägung und Einzigartigkeit, dass man das eher nicht vergleichen kann.“ Nach den Veränderungen gefragt, die bei seiner Rückkehr nach Österreich für ihn spürbar waren, antwortete Fischer mit unbewegter Miene: „Wenig Veränderungen. Früher waren die Nazis die Nazis, und dann waren die Nazis die Anti-Nazis.“

Am Ende unseres Gesprächs stellte ich dem Boxchampion und Philosophen, dem Stoiker mit den listigen Augen die Frage, ob ihn rückblickend der Sport oder die Philosophie mehr interessiert hätten. „Mich interessiert weder Boxgeschichte noch Philosophie noch Politik“, so Fischer, „sondern ausnahmslos Fußball. Da fiebere ich, da lebe ich mit. Sie müssen wissen: Ich bin Austria-Anhänger.“

nu

VON DANNY LEDER (PARIS)

Der Journalismus ist mein Beruf, aber Tischtennis meine Passion. Daher landete ich in meinem ersten Pariser Wohnviertel, im 10. Arrondissement rund um die Gare de l'Est (also dem Pariser Ostbahnhof) in der Tischtennis-Sektion eines bezirkseigenen Sportclubs, dem CPS-10.

Aber erst als ich eine Broschüre zur



Angehörige des „Yiddischen Arbeiter Sport Klubs“. Der 1929 gegründete YASK war der Stolz der Migranten und ihrer Kinder.

Vom „Yiddischen Arbeiter Sport Klub“ zur Résistance

Geschichte des *Club populaire et sportif* durchblätterte, ging mir ein Licht auf. In der Bildunterschrift zu einem Gruppenfoto von Vorkriegssportlern des CPS hieß es: „Simon Tyszelman, hingerichtet. Henri Schlos, starb in der Deportation. Sylvia Brotfeld, starb in der Deportation. Maurice Feld, hingerichtet. Roberte Ghertman, aus der Deportation zurückgekehrt.“ Und so weiter.

Ich wusste schon zuvor, dass der volkstümliche Pariser Nordosten seit dem 19. Jahrhundert das Einzugsgebiet von Juden aus Osteuropa war. Dass sich hier die Textilateliers und Heimwerkstätten befanden, in denen die Migranten arbeiteten. Dass 1942, unter der deutschen Besatzung und dem Kollaborationsregime, die französische Polizei in diesen Vierteln tausende jüdische Familien festnahm und in Sammelzentren pferchte, von wo sie in die Vernichtungslager in Polen verfrachtet wurden. Ich wusste aber auch, dass viele Juden gewarnt wurden und sich verstecken konnten. Außerdem waren mir Steintafeln über Hauseingängen aufgefallen, die

Die ersten und bis 1944 operierenden Résistance-Kämpfer in Paris kamen vornehmlich aus zwei linken jüdischen Sportvereinen. Eingeweihte nannten die Untergrundtruppe schlicht „die Sportler“.

an Résistance-Kämpfer erinnerten. Viele trugen Namen, die aus dem Jiddischen stammten. Sie wurden alljährlich von Veteranenverbänden mit Blumen geschmückt.

Verwirrender Pakt

Aber nun entdeckte ich, dass fast alle diese Gefallenen dem CPS oder einem weiteren Sportverband, dem 1929 gegründeten YASK (Yiddischer Arbeiter Sport Klub), angehört hatten. Die Yaskisten sportelten in allen Domänen, vom Fußball über Leichtathletik bis hin zu Basketball, das von Männern und Frauen gespielt wurde. Aber auch das linke Engagement spielte eine Rolle. Die Aufbruchsstimmung kulminierte im Regierungsantritt des „Front populaire“ (1936–1938). Unter Leitung des Sozialisten Leon Blum, der

aus einer jüdischen Familie stammte, führte diese Linksregierung den bezahlten Urlaub, die 40-Stunden-Woche und Kollektivverträge ein.

Der YASK trat dem landesweiten Arbeiter-Sportbund FSGT bei. Aber diejenigen, die einen KP-nahen Sportklub wollten, der über das jiddisch-sprachige Milieu hinausreichte, gründeten 1935 den CPS. Nach Hitlers Einmarsch verblassten die Trennlinien zwischen YASK und CPS.

Allerdings hatten in einer ersten Phase die Sowjetunion und die von ihr gesteuerte KPF ihre jüdischen Anhänger in tiefste Verwirrung gestürzt: Zwischen Stalin und Hitler galt ein Pakt, die Pariser KP-Führung suchte eine Zeitlang die Verständigung mit den deutschen Besatzern.

Aber ab dem Angriff auf die

Die Yaskisten sportelten in allen Domänen, vom Fußball über Leichtathletik bis hin zum Basketball. Aber auch das linke Engagement spielte eine Rolle.

Sowjetunion 1941 gab die KPF Order zum bewaffneten Aufstand. In Paris sollte eine Stadtguerilla entstehen – ein zu diesem Zeitpunkt völlig aussichtsloses Unterfangen. Unter den Wenigen, die dem Aufruf Folge leisteten, überwogen junge Juden, die vielfach aus den Reihen des YASK und CPS stammten, weshalb sie von Eingeweihten „die Sportler“ genannt wurden.

Der kommunist Pierre Georges, der als „Colonel Fabien“ Berühmtheit erlangte – nach ihm ist der Platz vor der Parteizentrale der KPF in Paris benannt.

In ländlichen Gebieten konnten sich ab 1943 relevante Widerstandsgruppen sammeln und verbergen. Aber in Paris gelang es der – französischen – Polizei, die Gruppe von maximal 65 Kämpfern aus dem Migran-

Internierungslager flüchten, nachdem sie einen 150 Meter langen unterirdischen Tunnel gegraben hatten.

Rettende Ohrfeige

Als ich in den CPS eintrat, traf ich nur mehr wenige, die dem jüdischen Milieu entstammten, darunter den heute 87-jährigen Gabriel Grynberg. „Gabi“, wie er im Verein genannt wird,



Mitglieder des „Club populaire et sportif“ 1940. Die Hälfte der Abgebildeten wurden hingerichtet oder deportiert.

An ihrer Seite engagierten sich französische Jungkommunisten, Armenier, spanische und italienische Antifaschisten, deren Opfermut nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, weil sie nicht unmittelbar bedroht waren.

Gefallener Volleyballer

Der erste jüdische Gefallene im Widerstand war der Mützenmacher-Geselle und vormalige CPS-Volleyballer Samuel Tyszelman. Seine aus Polen eingewanderten Eltern hatten ihn „Szmul“ genannt, für seine Kumpel hieß er „Titi“. Er wurde bei einer der ersten Straßenkundgebungen gegen die Besatzer im August 1941 gemeinsam mit dem Werkzeugmacher Henri Gautherot festgenommen. Beide wurden hingerichtet. Zwei Tage später wurde in der Metro-Station Barbes ein deutscher Uniformträger erschossen, die erste derartige Tat seit der Kapitulation Frankreichs. „Ich habe Titi gerächt“, erklärte der Attentäter, der Jungkom-

tenmilieu bis 1944 weitgehend auszuforschen. Nachhaltige Berühmtheit erlangte ihr Opfergang durch ein auffälliges, rotgefärbtes Plakat, das die Besatzer anlässlich der Hinrichtung von 23 dieser Kämpfer verbreiteten. Die Fotos von acht „polnischen und ungarischen Juden“, einem „italienischen Kommunisten“, einem „roten Spanier“ und dem „armenischen Bandenchef“, denen „56 Anschläge, 150 Tote und 600 Verletzte“ angelastet wurden, sollten Abscheu erwecken. Zeitzeugen erinnerten sich aber an Reaktionen des Mitgefühls für die Hingerichteten.

Nach Kriegsende war die KPF, nicht zuletzt dank des Prestiges ihrer Résistance-Kämpfer, auch bei einem beträchtlichen Teil der jüdischen Überlebenden im Pariser Nordosten tonangebend. Dafür sorgten Leute wie Henri Segal, der den CPS wieder aufbaute. Segal konnte 1944 zusammen mit anderen Gefangenen aus einem

ist noch immer imstande, mich an der Tischtennis-Platte mit heimtückischen Schmetterschlägen zu nerven.

Die deutsche Okkupation hatte Gabriel versteckt bei Bauern in der Bretagne überlebt. Er bewahrte sich an diese Zeit idyllische Erinnerungen: „Ich fühlte mich am Bauernhof glücklich. Hin und wieder kam ein deutscher Soldat vorbei, der mich mochte. Ich erinnere mich, dass er Österreicher war. Ich war ja ein Kind und naiv, da habe ich ihm eines Tages gesagt: ‚Ich bin Jude.‘ Darauf gab er mir eine schallende Ohrfeige und schrie, ich solle das nie sagen.“

Dass mir Gabriel diese Geschichte zwischen zwei Tischtennis-Partien anvertraute, ist Zufall. Und trotzdem bin ich dem CPS für diese Begegnung dankbar. So konnte ich mich an der Haltung eines unbekanntem Österreichers in Wehrmachts-Uniform erfreuen, der vor 75 Jahren auf seine Weise zur Rettung eines jüdischen Kindes beitrug.

nu

VON MARK NAPADENSKI

Vermutlich jeder, der auch nur einmal in Israel war, hat es gesehen – und gehört. Man sitzt am Strand in Tel Aviv mit einem Glas Limonana. Von links und rechts hallt es, rhythmisch wie ein sanftes Metronom. Die Rede ist von Matkot, dem Volkssport der Israelis. Egal ob in Tel Aviv, Haifa oder Eilat: Die Menschen am Strand sind dem Hin und Her eines kleinen Balls verfallen. Punkte? Kein Thema. Nicht das Gewinnen ist bei dieser Art Strandtennis das Ziel, sondern den Ball so lange wie möglich in der Luft zu halten. Gespielt wird Matkot meistens von zwei Personen, allerdings sieht man auch häufig drei oder vier Spieler. Denn genau darum geht es bei diesem sportlichen Zeitvertreib: miteinander spielen und Spaß haben. Selbstverständlich wird auch in einer größeren Spielergruppe mitgezählt: „Schaffen wir diesmal hundert?“

Das Spiel wurde vermutlich von jemenitischen Juden nach Israel gebracht und wird namentlich auf die Bedeutung von „Klopfen“ zurückgeführt, das zu hören ist, wenn der harte Ball auf den Schläger prallt. Manche bezweifeln die jemenitische Herkunft und meinen, Matkot würde aus Polen stammen und so viel wie „Mutter“ („Matka“) bedeuten. Klarheit gibt es nicht, was für den Spaß am Spiel allerdings auch unerheblich ist. Mittlerweile ist Matkot ein Exportschlager, man sieht das Spiel an Stränden in aller Welt. In Australien wird es „Beachtennis“, in Brasilien „Frescoball“ genannt. Das Gerücht, die Sportart solle eine olympische Disziplin werden, ist ein langlebiger Mythos. Kein Gerücht ist, dass es in Tel Aviv das weltweit einzige Matkot-Museum in der Shabazi Street gibt, wo der 73-jährige Museumsgründer und Matkot-Sammler Amnon Nissim bis zu fünfzig Jahre alte Matkot ausstellt: aus Holz, Kunststoff, sogar aus Marmor oder mit Muscheln überzogen. Früher aus Holz, werden heute die Schläger für Profis aus Carbon hergestellt. Anfänger benützen häufig einen Tennisball, fortgeschrittene Spieler bevorzugen einen härteren, kleinen Ball, wie er auch beim Squash verwendet wird.

Schöne starke Körper

Matkot ist freilich nicht der einzige Volkssport im Lande. Körperliche Freizeitbeschäftigungen spielen eine große



Bei Matkot geht es nicht um den Sieg, sondern um die Freude an der gemeinsamen sportlichen Betätigung. Was man für Matkot braucht: zwei Schläger, einen Ball, gute Laune und Geschick.

Rolle in der israelischen Gesellschaft, an den Stränden tummeln sich Frisbee- und Fußballspieler, Läufer und Fitnessfanatiker. Jeder scheint sportlich begabt. Doch woher kommt der Topos des durchtrainierten israelischen „Beachbody“?

Das israelische Körperideal hängt mit der Geschichte des Landes zusammen: Eine psychisch und physisch starke Bevölkerung ermöglichte den Aufbau des Staates und garantiert auch heute noch die Verteidigung des Landes. Darstellungen körperlich schwerer Arbeit und heroisierter Soldatinnen und Soldaten prägten und prägen das Körperbild – von der zionistischen Propaganda der Nachkriegsjahre bis heute. Die Selbstwahrnehmung der israelischen Gesellschaft als stark und widerstandsfähig spielte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine wichtige Rolle, um das Bild eines behüteten Lebens am Mittelmeer zu etablieren.

Das schafft Bewusstsein, wirkt als zentrales Motiv einer nationalen Identität – und führte nicht selten zu einer Idealisierung des Militärdienstes als einer Möglichkeit, nicht nur etwas für die Gesellschaft, sondern auch für sich selbst zu tun. Diese obligatorische Fitnessmaschinerie namens Militär formt die Gesellschaft und, ja, auch deren Körperbewusstsein.

Darüber hinaus prägen Darstellungen von „gesunden“ und „sportlichen“

jugen Menschen die Werbelandschaft auch in Israel. Gesunde Körperkultur und gesundheitsgefährdender Körperkultur liegen eng beieinander. Auch in Tel Aviv, Israels Modemetropole, spielt der schöne Körper eine große Rolle. Mittlerweile greift der Staat regulierend ein, um schädliche Idealvorstellungen zu bekämpfen, und verbietet seit 2013 den Modehäusern des Landes, sogenannte „Magermodels“ auf die Laufstege zu schicken.

Sport ist Lifestyle. Doch der bittere Beigeschmack ist oft ein konsumorientierter, krankmachender Schönheitswahn: Wenn nicht mehr der gesunde, sondern der perfekte Körper, wenn nicht mehr Freude an der Bewegung, sondern Leistungsdruck Beweggründe der sportlichen Betätigung sind. Diesen problematischen Entwicklungen muss von der Gesundheitspolitik gegengesteuert werden. Gleichzeitig sind die programmatische Förderung und das bereits vorhandene Interesse an sportlichen Gemeinschaftsaktivitäten wichtig für die Gesundheit und das Wohlbefinden der Menschen. Genau dafür scheint ein Spiel ohne Regeln wie Matkot besonders gut geeignet zu sein.

Vielleicht ist ja auch hierorts bald in Parks und Bädern das beruhigende, rhythmische Ploppen der Bälle zu hören, und Matkotspieler bringen ein Stückchen Israel nach Wien.

nu



Netanjahus Achillessehne

Erstmals in der Geschichte des Staates Israel gibt es eine Knesset, die kein einziges Gesetz verabschiedet hat: Genau einen Monat nach seiner Konstituierung hat sich das Parlament am 29. Mai schon wieder selbst aufgelöst. Zudem haben Israels Gesetzgeber mit dreißig Tagen Amtszeit einen Rekord für die kürzeste Legislaturperiode hingelegt.

VON JOHANNES GERLOFF (JERUSALEM)

Wenn am 17. September wie geplant Neuwahlen stattfinden, werden die Bürger Israels – nach den Kommunalwahlen im Herbst – zum dritten Mal in einem Jahr an die Urnen gebeten, was ebenfalls erstmalig ist. Eigentlich war das Wahlergebnis vom 9. April eindeutig gewesen. Der Mitte-Rechts-Block um Benjamin Netanjahu hatte 65 von 120 Mandaten erreicht. Doch weil die fünf Abgeordneten der von russischen Einwanderern dominierten Partei „Israel Beiteinu“ („Israel unsere Heimat“) ihre Stimme verweigerten, konnte Netanjahu keine Regierung bilden.

Avigdor Lieberman, Vorsitzender von „Israel Beiteinu“, hatte bereits im Dezember 2018 die Selbstauflösung der Knesset provoziert. Jetzt war es wieder Lieberman, der die Bildung einer handlungsfähigen Regierung verunmöglichte.

Offizieller Grund für das Scheitern der Koalitionsverhandlungen war eine Gesetzesvorlage, die auch für ultraorthodoxe Juden die allgemeine Wehrpflicht fordert. Allerdings versteht niemand wirklich, was Liebermans Problem ist. Die Details der Frage einer Wehrpflicht für Ultraorthodoxe, die bislang vom Wehrdienst befreit sind, machen das politische System seit Jahren verrückt. Und die Armee ist sich selbst nicht sicher, ob sie überhaupt noch mehr ultraorthodoxe Soldaten haben will.

Wenige Stunden nach der Entschei-

dung für Neuwahlen offenbarte Arje Deri, Chef der orthodox-sefardischen Schas-Partei, die Ultras hätten sogar angeboten, eine Minderheitsregierung unter Führung von Netanjahu und Lieberman von außen, das heißt, ohne eigene Regierungämter, zu unterstützen. Aber auch dieses Angebot habe Lieberman abgelehnt.

In der schicksalhaften Nacht vom 29. auf den 30. Mai twitterte Likud-Sprecher Jonathan Urich wenige Stunden vor der Parlamentsabstimmung: „Es geht weder um Wehrpflicht, noch um Prinzipien. Lieberman will Netanjahu vernichten.“

Richtig ist auf jeden Fall, dass die Schadenfreude auf Seiten der politischen Feinde Netanjahus groß ist. Und jetzt, mit Neuwahlen in Reichweite, haben diejenigen, die um alles in der Welt „König Bibi“ absetzen wollen, erneut Blut geleckt.

Als sei Netanjahu schon verurteilt und als habe es den Grundsatz „in dubio pro reo“ nie gegeben, werden alte Dreckschleudern neu mobilisiert. Endlich sei der „Mann ohne Ehre“, der „bis zum Genick in Verbrechen“ stecke und „machttrunken“ sei, „geschlagen und gedemütigt“, als „Verlierer“ entlarvt. Da wird nicht nur betont, dass „eine korrupte und längst überfällige Rechtsregierung endlich ihr Ende finden“ müsse. Man wöhnt Netanjahu gar bereits „auf seinem politischen Sterbebett“.

Schon am frühen Morgen nach der Nacht der Entscheidung zur Selbstau-

flösung der Knesset zeichnete sich ab, dass sich die Parteienlandschaft Israels im Sommer erneut neu formieren wird. Denn durch die große Zersplitterung bei den Wahlen Anfang April gingen viele kostbare Wählerstimmen verloren. Deshalb heißt die ganz offensichtliche Parole für alle „Einheit“.

Israels Linke muss sich überlegen, wie sie überhaupt überleben kann. Erste Umfragen unmittelbar nach der Verkündung der Neuwahlen ließen annehmen, dass Israels Arbeitspartei völlig von der politischen Bildfläche verschwinden könnte.

Der bisherige Parteivorsitzende Avi Gabbay hatte wenige Stunden vor der Auflösung der 21. Knesset noch laut darüber nachgedacht, Postenangebote von Netanjahu positiv zu beantworten. Nach Verkündung der Neuwahlen im September sinnierte er weiter über eine mögliche Zusammenarbeit mit dem Likud.

Für viele seiner Parteigenossen ist damit klar: „Gabbays politische Karriere ist vorbei.“ Für sie bleibt nur die Frage, ob sie sich mit der links-zionistisch-kommunistischen Meretz-Partei oder mit „Kachol-Lavan“ vereinigen. Klar ist damit lediglich, dass die traditionelle Sozialdemokratie Israels, die den Staat vor mehr als 70 Jahren gegründet und jahrzehntelang quasi allein beherrscht hat, weiter zerfällt.

Auch die Araber Israels haben verstanden, dass Zersplitterung politischer

Selbstmord ist. So denken Chadasch, Ta'al und Balad wieder über eine Vereinigung der „Arabischen Liste“ nach.

Zudem muss man sich über mögliche jüdische Koalitionspartner klar werden. Das ist nicht nur die Botschaft der arabischen Wähler, die am 9. April entweder zuhause geblieben waren oder für zionistisch-jüdische Parteien gestimmt hatten. Das gebietet auch die einfache Logik. Das Ziel einer Entmachtung Netanjahus kann, wenn überhaupt, nur gemeinsam erreicht werden.

Königsmacher oder Königsmörder?

Was für Israels zionistische Linke und für seine Araber gilt, ist schließlich auch richtig für das rechts-zionistische Spektrum der Parteien. Ganz gleich, ob national-religiös oder explizit säkular: Die letzten Wahlen haben gleich zwei rechte Parteien knapp an der 3,25%-Hürde scheitern lassen. Interessant ist dort vor allem auch, wo sich die bisherige Justizministerin Ajelet Schaked positionieren wird.



© JIM MATTIS

Alter und neuer Herausforderer: Avigdor Lieberman.

2018 geschickt seinen Fokus verschoben. Als Verteidigungsminister hatte er noch eine härtere Vorgangsweise gegen die Hamas im Gazastreifen gefordert – und so Neuwahlen vom Zaun gebrochen. Wenn er jetzt die allgemeine Wehrpflicht zum Anlass für das Scheitern der Regierungsbildung macht, schwenkt Lieberman den Fokus vom

stellt. Erstaunlicherweise gab es von seiner Machtbasis in der orthodoxen Gesellschaft Israels keine hörbaren Proteste dagegen.

Hinsichtlich des Gazastreifens, einer Zweistaatenlösung, der Jerusalem-Frage und eines „Friedensprozesses“ mit den Palästinensern ist sich die Gesellschaft Israels weitgehend einig. Mit der Fokussierung auf die Kluft zwischen Religiösen und Säkularen könnte es Lieberman gelingen, die Gesellschaft des jüdischen Staates neu zu polarisieren. Und das könnte tatsächlich eine ernsthafte Herausforderung für Netanjahu werden. Die nächsten Wochen werden zeigen, ob der Fuchs aus Moldawien mit diesem Schachzug die politische Achillessehne Netanjahus freigelegt hat.

Patt-Situation

Eine andere Möglichkeit bliebe freilich, dass die jüngsten Entwicklungen überhaupt keine Niederlage für Netanjahu sind. Immerhin bleibt er an der Macht, solange keine neue Regierung

Mit der Fokussierung auf die Kluft zwischen Religiösen und Säkularen könnte es Lieberman gelingen, die Gesellschaft des jüdischen Staates neu zu polarisieren.

Im Likud ist man sich einig, dass es keine neuen innerparteilichen Vorwahlen geben wird. Lediglich die dem Likud ohnehin eng verbundene Partei „Kulanu“ unter Führung von Mosche Kachlon wird in die bestehende Liste entsprechend ihrer Stärke verhältnismäßig „eingebaut“.

Doch zurück zu Lieberman. Er hat seiner Wählerschaft versprochen, auch bei der nächsten Regierungsbildung zu entscheiden, wer Ministerpräsident wird. Bleibt die Frage: Will er Netanjahu unterstützen oder „König Bibi“ stürzen?

Denn nicht Israels Linke mit ihrer Sorge um die Demokratie vermag „Bibi“ ernsthaft zu gefährden, sondern Lieberman, einer seiner engsten und ältesten Weggefährten. Dieser hat seit Dezember

Erzfeind Hamas auf den Erzrivalen des säkularen Russen: die Ultraorthodoxen.

Und er macht sich eine andere Polarisierung der israelischen Gesellschaft zunutze, nicht die zwischen „Rechts“ und „Links“, sondern die zwischen „Religiös“ und „Säkular“. Plötzlich geht es nicht mehr um Raketen, Landabgabe oder die Teilung Jerusalems, sondern um die Alternative: ein Israel, in dem jeder nach eigener Fassung leben kann – oder ein Israel, das sich am jüdischen Gesetz ausrichtet und deshalb „Halacha-Staat“ genannt werden muss.

Benjamin Netanjahu, eigentlich säkularer Israeli mit großer Zuneigung für die christlichen Freunde Israels, hatte sogar einen messianischen Juden als Berater für soziale Netzwerke einge-

gebildet ist. Alle anhängigen Probleme, innen- wie außenpolitisch, bleiben in der Schwebe. Und es gibt Stimmen, die behaupten, dass in vielen Fällen die Zeit für Netanjahu spiele.

Richtig ist: Die Linke zersetzt sich, Blau-Weiß und die Araber haben Profilprobleme, und die Wähler werden immer apathischer. Die ganz großen Pessimisten malen jetzt schon die Möglichkeit an die Wand, dass es im November wieder zu einer Patt-Situation kommen könnte und ein drittes Mal Neuwahlen beschlossen werden könnten. Was das für die Demokratie Israels bedeuten würde, wagt sich bislang kaum jemand auszudenken. Jedenfalls tendiert die Wahlbegeisterung der Israelis jetzt schon gegen null.

nu

Kandidaten für die Terrorliste



Pasdaran und Hisbollah zählen zu den maßgeblichen Protagonisten des globalen Antisemitismus. Anfang April hat die US-Regierung die Iranische Revolutionsgarde zu einer terroristischen Organisation erklärt.

VON STEPHAN GRIGAT

Mit ihrer Erklärung qualifizierte die US-Regierung damit erstmals eine wichtige Formation eines ausländischen Militärs als Terrororganisation. Bereits im Februar gab die britische Regierung bekannt, man stufe nun die gesamte vom Iran aufgebaute Hisbollah – und nicht nur wie bisher ihren „militärischen Flügel“ – als Terrororganisation ein. Sie folgte damit dem Beispiel der Niederlande und Kanadas. Auch in den USA, Israel und zahlreichen arabischen Staaten ist die libanesische Miliz schon lange in ihrer Gesamtheit verboten.

Aus Österreich, wo bisher nur der „militärische Flügel“ der Hisbollah als terroristisch eingestuft wird und die Pasdaran gar nicht, sind derzeit keine derartigen Bemühungen bekannt – und das ist bemerkenswert. Immerhin inszenierte sich die schwarz-blaue Bundesregierung in Wien bis zu ihrer Auflösung als große Vorkämpferin gegen den Islamismus. Bisher aber scheint die Hisbollah, eine der schlagkräftigsten und gefährlichsten islamistischen Terrororganisationen, nicht einmal im österreichischen Verfassungsschutzbericht auf.

Israel im Visier

Die Hisbollah wird bis heute vom Iran finanziert und bewaffnet. Sie ist für zahlreiche Anschläge auf der ganzen Welt verantwortlich, auch in Europa. Sie war maßgeblich am Angriff auf das jüdische Gemeindezentrum in Buenos Aires mit

87 Toten beteiligt, und ganz wie das Regime im Iran leugnet oder relativiert die Hisbollah den Holocaust und verteidigt europäische Holocaust-Leugner wie Roger Garaudy, der im Iran auf Vermittlung des vermeintlichen „Reformerpräsidenten“ Mohammed Khatami bereits vom „obersten geistlichen Führer“ Ali Khamenei empfangen wurde, der den Holocaust für einen „Mythos“ hält.

Die Hisbollah vertritt eine antisemitische, auf die Vernichtung Israels abzielende Ideologie und ist mittlerweile durch das iranische Regime mit über 130.000 Raketen ausgestattet, die ausnahmslos auf den jüdischen Staat gerichtet sind. Ihr Generalsekretär Hassan Nasrallah propagiert die gesellschafts-politischen Vorstellungen des Islamismus: systematische Diskriminierung von Frauen, Verfolgung von Homosexuellen, Gewalt gegen Andersdenkende, Errichtung eines Gottesstaates.

Nasrallah nimmt Israel als „krebsartiges, tyrannisches Gebilde“ ins Visier – ganz so wie Ali Khamenei und der im Westen systematisch verharmloste Präsident der Ajatollah-Theokratie, Hassan Rohani, der Israel zudem als „eiternden Tumor“ titulierte und jedes Jahr seit seinem Amtsantritt am Quds-Tag in Teheran aufmarschiert, bei dem offen für die Vernichtung des jüdischen Staates demonstriert wird. Nichts davon konnte Bundespräsident Alexander Van der Bellen und die österreichische Bundesregierung letzten Sommer davon abhalten, Rohani mit rotem Teppich und mili-

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien sowie Fellow am Moses Mendelssohn Zentrum der Universität Potsdam und an der Universität Haifa. Zuletzt hat er die Bände *Iran – Israel – Deutschland: Antisemitismus, Außenhandel & Atomprogramm* (Hentrich & Hentrich) sowie *AfD & FPÖ: Antisemitismus, völkischer Nationalismus und Geschlechterbilder* (Nomos) herausgegeben.

tärischen Ehren in Wien zu empfangen.

Hassan Nasrallah hat in klassisch antisemitischer Dehumanisierung zionistische Juden als „Nachfahren von Affen und Schweinen“ bezeichnet, nachdem der langjährige geistliche Führer der Hisbollah, Muhammad Hussein Fadlallah, bereits Anfang der neunziger Jahre den „Kampf gegen den jüdischen Staat“ zur „Fortsetzung des Kampfes der Muslime gegen die Verschwörung der Juden gegen den Islam“ erklärt hatte. Nasrallah freut sich geradezu, dass Juden aus der ganzen Welt nach Israel kommen, wo die „Widerstandsachse“ aus iranischem Regime und Hisbollah sie dann bequemer bekämpfen könne.

Soleimanis System

Die Trennung in einen bewaffneten und einen politischen Flügel der libanesischen Djihadisten ist unsinnig. Sie wird von der Hisbollah in ihrem Gründungsmanifest selbst verneint: „Unser militärischer Apparat ist nicht von unserem sozialen Gefüge getrennt. Jeder von uns ist ein kämpfender Soldat.“ Der Parlamentarismus wird von der Hisbollah als temporär nützlich für die Fe-

Mittlerweile ist Israel nicht nur mit den Verbündeten des iranischen Regimes an seinen Grenzen konfrontiert, sondern mit dem Regime selbst.



© WIKIMEDIA COMMONS

stigung der eigenen Macht betrachtet, nicht als Alternative zum bewaffneten Kampf, weshalb sie ihre Waffen auch trotz anderslautender Versprechen wiederholt bei innerlibanesischen Machtkämpfen eingesetzt hat. Nur ein Verbot der gesamten Hisbollah würde ihre Ideologie grundlegend delegitimieren. Es würde ermöglichen, sie in Europa am Sammeln von Spenden zu hindern und das öffentliche Werben für die Organisation zu unterbinden – wie alljährlich beim Quds-Marsch in Wien, bei dem regelmäßig Fahnen der „Partei Gottes“ mitgeführt werden und Demonstranten T-Shirts mit dem Konterfei von Qassem Soleimani tragen.



In seinem Buch *Die Juden der arabischen Welt. Die verbotene Frage* (Hentrich&Hentrich, 2019) beschäftigt sich der Pariser Historiker und Direktor des Pariser Mémorial de la Shoah, Georges Bensoussan, kritisch mit der Geschichte der Juden in der arabischen Welt. So bezeichnet Bensoussan u.a. die von der kulturellen Linken postulierten Glaubenssätze über das angeblich glückliche Zusammenleben von Muslimen und Juden in Nordafrika vor dem französischen Kolonialismus als Halbwahrheiten oder gar Lügen. Oder dass die Juden erst nach dem Sechstagekrieg 1967 massiv die arabischen Länder verlassen hätten und dass für den Exodus von ungefähr 900.000 Juden binnen nur einer Generation der Zionismus und der Staat Israel verantwortlich wären. Stephan Grigat schrieb das Vorwort zu dem streitbaren und für Diskussionen sorgenden Buch.

Soleimani ist Kommandant der für Auslandseinsätze zuständigen Quds-Brigaden der Pasdaran, die das Ziel all ihrer Bestrebungen – Jerusalem – bereits im Namen tragen. 2015 erklärte Soleimani, dessen Einfluss im iranischen Machtgefüge durch das Engagement der Pasdaran im Irak und in Syrien enorm gewachsen ist, der Iran könne in einer ähnlichen Weise, wie er jetzt schon den Irak, Syrien und den Libanon kontrolliert, demnächst auch Jordanien kontrollieren.

Zum Jahreswechsel 2018/19 wiederholte Mohammed Reza Naqdi, der stellvertretende Kommandant der Pasdaran und Befehlshaber der Basidj-Milizen, Israel „muss zerstört werden“ und „Zionisten müssen vernichtet werden“. Solchen Worten folgen schon lange Taten, und mittlerweile ist Israel nicht nur mit den Verbündeten des iranischen Regimes an seinen Grenzen konfrontiert, sondern mit dem Regime selbst.

Österreichische Verhältnisse

Die iranische Theokratie und ihre Verbündeten gehören heute zu den maßgeblichen Protagonisten des globalen Antisemitismus. Aufgrund seines fortgesetzten Strebens nach der Technologie der Massenvernichtung und der Fortentwicklung des dazugehörigen Raketenprogramms, seiner regionalen Expansion bis an die Grenzen Israels und der massiven Aufrüstung seiner Verbündeten wie der Hisbollah stellt das iranische Regime gegenwärtig die entscheidende sicherheitspolitische Herausforderung für den jüdischen Staat dar, was auch in der offiziellen Militärstrategie der israelischen Streitkräfte seinen Niederschlag findet. Wie dramatisch die Bedrohungssituation durch die von Teheran bis an die Zähne bewaff-

nete Hisbollah für Israel mittlerweile ist, sieht man unter anderem daran, dass die rechte Netanjahu-Regierung in der linksliberalen Tageszeitung *Haaretz* dafür kritisiert wird, nicht schon viel früher militärisch gegen das Waffenarsenal der libanesischen Terrormiliz vorgegangen zu sein.

Die von Ex-Bundeskanzler Sebastian Kurz auffällig oft betonte Solidarität mit dem jüdischen Staat bleibt reine Rhetorik, wenn ihr keine konkreten Schritte folgen. Das Verbot der gesamten Hisbollah in Österreich, die Einstufung der Pasdaran als Terrororganisation und ein Eintreten für die gleichen Schritte auf EU-Ebene wären solche Schritte. Finden sie nicht statt, muss man den Eindruck gewinnen, dass die Bekenntnisse der Bundesregierung zur besonderen Verantwortung gegenüber Israel in erster Linie der Reinwaschung einer Koalition mit einer Partei der völkischen Burschenschafter, die mit beiden Beinen in einer antisemitischen Tradition stehen, dienen soll.

Ebenso auffällig ist, dass von der FPÖ mit ihrer ostentativ vorgetragenen „Islamkritik“, bei der ihr der überwiegende Teil der Linken und Liberalen leider weitgehend das Feld überlassen hat, kaum ein kritisches Wort zum schiitischen Islamismus zu hören ist, sei es zum iranischen Regime oder zur Hisbollah. Ginge es den Freiheitlichen nicht nur um die Kostümierung ordinärer Fremdenfeindlichkeit, müssten sie sich nicht nur für die Einstufung der Pasdaran als Terrororganisation, das Verbot der gesamten Hisbollah und für eine scharfe Sanktionspolitik gegen ihre Förderer in Teheran stark machen, sondern auch jene Menschen unterstützen, die vor dem Terror dieser Islamisten nach Europa fliehen.

nu

Alles ist lachbar

VON ANDREA SCHURIAN (TEXT)
MILAGROS MARTINEZ-FLENER (FOTOS)

Sie ist Schauspielerin, Regisseurin, Schriftstellerin – und die Tochter des unvergesslichen Burgtheater-Stars Gert Voss, der vor fünf Jahren, am 13. Juli 2014, starb. Nur wenige Monate später folgte ihm seine Frau, die Dramaturgin Ursula Voss. Unterwegs mit Grischka Voss am Zentralfriedhof zum Ehrengrab der Eltern und in den alten Jüdischen Friedhof.

Grischka Voss im schrägen Horror-movie? Passt. Demnächst wird sie in dem experimentellen Splatterfilm *Ein Kind aus Schmerz und Spucke* des Regisseurs Stefan-Manuel Eggenweber mitspielen, weil: nur keine Angst vor Peinlichkeit! Außerdem schreibt sie an ihrem ersten Roman über eine Frau auf der Suche nach der Liebe zu sich selbst: ein Freigeist, der einerseits sehr extrem die eigene Lust lebt, und gleichzeitig ein sehr einsamer und verzweifelter Mensch ist.

„Bulletproof“ wiederum ist der Arbeitstitel für eine offensive Eine-Frau-Performance, die sie gerade für das Wiener Theater in der Drachengasse entwickelt, Musik- und Tanzeinlagen inklusive. Hauptthema: feministische Selbstfindung und weibliche Körpersäfte. Ein heikles Thema, gerade auch für gläubige Juden; bekanntlich wird im Judentum die Menstruation mit dem Tod in Verbindung gebracht, ihr Ausbleiben mit Empfängnis und Leben, die Menstruierende selbst ist Nidda, also abgesondert. „Ja, schon erstaunlich, dass die Tabuisierung von Regelblut eigentlich in fast allen Religionen tra-

diert wird“, sagt sie. „Warum? Blut ist ein Lebenssaft. Steckt da womöglich Neid dahinter?“

Fängt ja schon gut an, ist aber auch typisch Grischka Voss. Weil: Tabus? Gibt es nicht! Geschmacksgrenzüberschreitung? Jederzeit! Lieblingsort? Bruchstellen des Lebens. Glaubensbekenntnis? Risiko! Lebensmotto? Humor ist, wenn man trotzdem immer lacht. Diese schöne, quirlige Frau mit der wilden, stets ein wenig zerzausten blonden Lockenmähne und dem breiten Lächeln kultiviert ihren rabenschwarzen Humor, auch und gerade in Situationen, in denen anderen das Lachen vergeht: „Ich bin extrem albern und lache einfach gern, egal worüber. Für mich ist es wichtig, auch über das zu lachen, worüber man eigentlich nicht lachen darf. Aber ich finde, man muss auch in der schlimmsten Katastrophe noch die Komik sehen. Das ist die einzige Rettung, um alles ertragen zu können. Mein Lebensziel ist, dass ich einmal über alles lache – da bin ich schon auf einem guten Weg, überhaupt seit dem Tod der Eltern.“

Vor fünf Jahren verlor die vielseitige Künstlerin innerhalb kürzester Zeit beide Eltern. Am 13. Juli 2014 starb 72-jährig ihr Vater, der unvergessliche



Burgtheater-Star Gert Voss; ihre Mutter, die Dramaturgin Ursula Voss, folgte ihrem geliebten Mann am 6. Dezember, nur wenige Tage nach ihrem 67. Geburtstag.

„Mein Vater war zwei Wochen im Krankenhaus, meine Mutter drei. Seitdem habe ich die Theorie, man sollte nie länger als zwei Wochen im Krankenhaus sein, weil man das nicht überlebt“, sagt sie – und lacht, typisch Grischka, laut auf. Dann wird sie nachdenklich. „Die Eltern beim Sterben zu begleiten, war das Fürchterlichste und Traurigste, aber – so seltsam das jetzt auch klingen mag – auch das Schönste. Denn man hat noch die Chance, zu verstehen, was es heißt, zu sterben, sich von dem Menschen zu verabschieden. Wenn man jemanden langsam sterben sieht, den Tod selber erlebt, das Sterben an sich, den letzten Moment: Da versteht man etwas. Das geht nicht über den Verstand, es ist ein körperliches Verstehen. Es ist

ein anstrengender und teilweise sehr schmerzhafter Prozess, aber gleichzeitig muss es wunderschön sein. Jedenfalls habe ich es so gesehen und erlebt.“

Höhen und Tiefen

Wir treffen einander am Zentralfriedhof, Tor 2. Grischka Voss kommt mit ihrem Lebenspartner, dem Burgschauspieler Markus Hering, und dessen Tochter Lotta. Emil, der zwölfjährige Sohn der Schauspielerin, verbringt das Wochenende bei seinem Vater Ernst K. Weigel. Voss und Weigel hatten einander 1997 bei einer Theaterproduktion kennengelernt. 2006 wurde geheiratet und Sohn Emil geboren. Weigel gründete in der Kirchengasse das Off-Theater. Viele Jahre hat das Künstlerduo Voss/Weigel mit einer aberwitzigen Mixtur aus Commedia dell'Arte, Trash, Splash, Wiener Aktionismus, körperlicher Verausgabung und verbaler Entgleisung das Bernhard-Ensemble geschupft und

die gepflegten Wege bürgerlichen Unterhaltungstheaters verlassen. Die beiden schrieben Stücke, inszenierten und spielten. Nach der einvernehmlichen Scheidung kam auch die berufliche Trennung. Die Entfremdung zwischen ihr und ihrem Exmann; das Sich-Wiederfinden als alleinerziehende Mutter; ihre Kindheit und Jugend als „Gauklerkind“ einer vazierenden Theaterfamilie; die Herkunftsfamilien mütter- und väterlicherseits; die Verwerfungen und Glücksmomente; kurzum: die Höhen und Tiefen ihres Lebens beschreibt sie hinreißend komisch, radikal ehrlich und schockierend schonungslos in ihrer Autobiografie *Wer nicht kämpft, hat schon verloren* (Amalthea Verlag). Auch über das Sterben der Eltern, über die Trostlosigkeit und das Ausgeliefertsein in den Krankenhäusern, über das Abschiednehmen schreibt sie mit geradezu schmerzender Offenheit.

Das schlichte Ehrengrab der Eltern

Lieber geht sie, so wie auch jetzt, durch den alten Jüdischen Friedhof. Vogelgezwitscher. Windrauschen. Zeitstillstand zwischen moosüberwucherten, teils umgestürzten Grabsteinen. Namen aus einer längst vergangenen Zeit.

Voss liegt ein wenig abseits vom restlichen Ehrengrab- und Prominententrubel, umrahmt von Büschen, beschattet von einem Baum. Ein kleines Blumenbeet. „Sich lernend verändern“, steht auf dem, an eine abgebrochene griechische Säule erinnernden Grabstein, den André Heller entworfen hat. „Zwischen ihm und meinen Eltern herrschte eine starke Verbundenheit, ich dachte, diesen Stein entwerfen kann nur er. Er hat sich gefreut, glaube ich, gleichzeitig hat es ihn sicher auch gestresst“, erzählt sie und steckt zwei weiße Rosen in die Vase neben dem Stein. „Meine Mutter hat dieses Grab schön ausgewählt, es gibt keine Nachbarschaft, es ist ein einsamer, abgeschiedener Ort. Ihr war wichtig, dass mein Vater Ruhe hat – und sie auch, wenn sie dorthin kommt“, sagt sie. Und lacht. So wie sie über das Missverständnis bei der Bepflanzung der letzten Ruhestätte hellauf lachen muss: „Ich pflanzte sehr sorgfältig Blumen und Pflanzen in den Lieblingsfarben meiner Eltern. Aber jedesmal, wenn ich wiederkam, waren sie weg. Ich dachte, dass Fans meines Vaters die Blumen ausreißen und neue einsetzen würden. Doch dann wurde ich von der Friedhofsverwaltung aufgeklärt, dass das Ehrengrab von der Stadt Wien gepflegt und bepflanzt wird. Das hat mir das Grab auch entfremdet.“

Zeitstillstand am Jüdischen Friedhof

Seit mehr als einem Jahr habe sie ihre Eltern nicht mehr am Friedhof besucht, „weil ich dort nie die Intimität und Ruhe finde, die man sich erwartet und erhofft. Es ist in gewisser Weise eine Sehenswürdigkeit, dementsprechend sind andere Menschen da, erkennen mich, sprechen mich an. Da gab es auch schon ziemlich unangenehme Begegnungen. Eigentlich gehe ich nur dorthin, um nach dem Rechten zu sehen. Ich habe auch nicht das Gefühl, dass sich meine Eltern dort befinden. Sondern seit dem Augenblick des Heraustretens aus ihren Körpern spüre ich sie um mich herum und in mir, aber nicht im Grab. Da sind nur die Überreste. Ich persönlich bräuchte kein Grab.“

Lieber geht sie, so wie auch jetzt, durch den alten Jüdischen Friedhof. Vogelgezitscher. Windrauschen. Zeitstillstand zwischen moosüberwucherten, teils umgestürzten Grabstei-

nen. Namen aus einer längst vergangenen Zeit. „Immer, wenn ich Einsamkeit und Ruhe suche, gehe ich hierher. Es ist der einsamste Ort, viele Nachkommen leben nicht mehr, wurden von den Nazis umgebracht. Dadurch ist das alles so zugewachsen und überwachsen. Es ist ein eigenartiger Ort, der von der Vegetation zurückerobert wurde, manchmal begegnet man hier auch Rehen. Er ist magisch und traurig zugleich, wunderschön und erschütternd.“

Ob sie jüdische Wurzeln habe und ihre Urgroßeltern deshalb nach China ausgewandert wären, wurde sie oft von ihren (jüdischen) Freunden gefragt. Der Urgroßvater war Physiker und in seinen Zwanzigern, als er gemeinsam mit seiner Frau um 1900 nach Shanghai ging. Dort wurde auch Grischkas Großmutter, später ihr Vater geboren – der wiederum am liebsten mit den

wäre Österreicherin.“ Sie lacht schallend: „Auch nicht besser!“

Bis heute hat sie ein gestörtes Verhältnis zu ihrer Nationalität, seit ihrem 16. Lebensjahr lebt sie nicht mehr in Deutschland, „ich gehöre eigentlich nirgendwo hin. Vielleicht ist diese Wurzellosigkeit auch ein Andockpunkt bei meinen jüdischen Freunden. Das und natürlich der Humor, die trockene, un-sentimentale Lebenseinstellung ohne Selbstmitleid, die Katastrophenwitze. Mein ganzes Leben ist ein Minenfeld von Katastrophen; und das Komische ist ja, dass mir nie nur eine Katastrophe passiert, sondern gleich noch etliche hinterher“, erzählt sie und lacht.

Reifungsprozess

Unlängst hat sie ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Auch eine Katastrophe? Vielleicht für andere, nicht



großen jüdischen Regisseuren arbeitete: George Tabori, Luc Bondy, Peter Zadek. „Mich hat die jüdische Kultur immer beschäftigt“, erzählt die Schauspielerin, die an Gott, aber nicht an Religionen oder Konfessionen glaubt. „Als ich in New York die Schauspielschule besuchte, zog ich in die Wohnung einer jüdischen Bekannten und wohnte über einer Synagoge. Gleichzeitig bin ich als Deutsche mit ganz starken Schuldgefühlen aufgewachsen, quasi als Nachfahrin der Nazis. Das hat mich sehr belastet. Ich hatte Schuldgefühle, wenn ich Juden bewusst begegnete, schämte mich meiner Nationalität und habe, als ich in New York lebte, absurderweise manchmal gelogen und behauptet, ich

für sie, im Gegenteil: „Ich gehöre zu den wenigen Frauen, die auf jedes Jahr, das sie älter geworden sind, stolz sind. Für mich ist es überhaupt nicht nachvollziehbar, warum so viele Menschen ein Problem mit dem Älterwerden haben. Ich empfinde es als Reifungsprozess, als Befreiung und eine Gnade. Natürlich möchte ich noch lange leben, weil ich meinen Sohn heranwachsen sehen und ihn insgeheim beschützen möchte. Insofern tu ich alles dafür, gesund zu bleiben. Aber ich lebe mit dem Bewusstsein, dass es jederzeit auch zu Ende sein kann sein. Ich habe so viele Menschen verloren, mir ist bewusst, dass man für jeden Tag zutiefst dankbar sein muss.“

nu



Ein Kaffeehaus zum Überleben

Simon Wiesenthal entwarf im Konzentrationslager Mauthausen ein Kaffeehaus mit Außen- und Innenansichten, Dekorationen und Möbeln, sogar Tortenentwürfen und Kleidungsvorschlägen für das Personal: das Café As. Diese Zeichnungen und Entwürfe sind nun im Jüdischen Museum Wien ausgestellt.

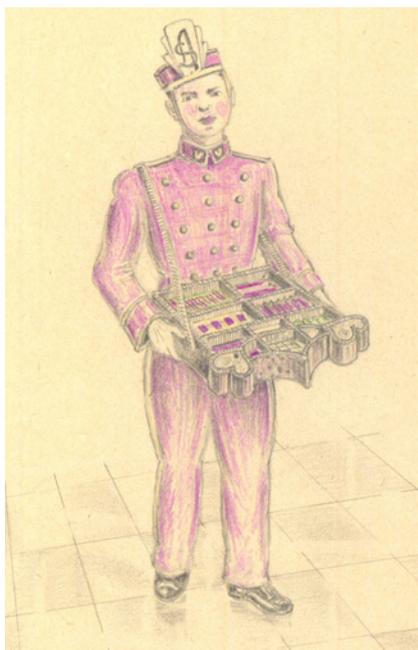
VON MICHAELA VOCELKA

Simon Wiesenthal, 1908 in Buczacz in Galizien geboren und in einer traditionell jüdischen Familie aufgewachsen, sollte durch seine spätere Lebensaufgabe, der beharrlichen Suche nach NS-Tätern und -Täterinnen und nach Gerechtigkeit für die Opfer der Schoa, Weltberühmtheit erlangen. Weniger ist über seine eigentliche Ausbildung und seine frühere Tätigkeit bekannt, die er selbst aber immer wieder erwähnte: sein Architekturstudium und seinen Beruf als Architekt, den er bis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs ausübte und der ihm half, im Konzentrationslager Mauthausen zu überleben.

Wegen der Beschränkungen für jüdische Studierende an der Universität in Lemberg inskribierte Wiesenthal Anfang 1929 zunächst an der Tschechischen Technischen Hochschule in Prag, wo er mit den künstlerischen Ideen der Moderne und des Funktionalismus in Berührung kam. Das Klima in der Stadt war relativ liberal und die Universität tolerant gegenüber Jüdinnen und Juden. Im Gegensatz dazu zeigte sich an der Technischen Hochschule in Lemberg, an die Wiesenthal nach Abschluss des ersten Studienabschnittes 1932 wechselte, der Antisemitismus deutlich. Wiesenthal erlebte Lemberg jedoch auch als eine kulturell blühende Stadt, mit einer Vielzahl

an jüdischen Intellektuellen, in deren Umfeld er sich bewegte.

Neben seinem Studium arbeitete er in einem jüdischen Architekturbüro und zeichnete in der zionistischen Zeitung *Chwila* und der satirischen Zeitung *Omnibus* Karikaturen, die mit Humor als Bewältigungsstrategie dem drohenden NS-Regime entgegentraten. Bereits kurz vor Abschluss seines Studiums 1940 gab es den ersten gravierenden Einschnitt in seiner beruflichen Tätigkeit. Nach der Besetzung Lembergs durch die Rote



Armee aufgrund des Hitler-Stalin-Pakts im September 1939 musste Wiesenthal seine Anstellung im Baubüro aufgeben und in staatlichen Betrieben als Techniker arbeiten.

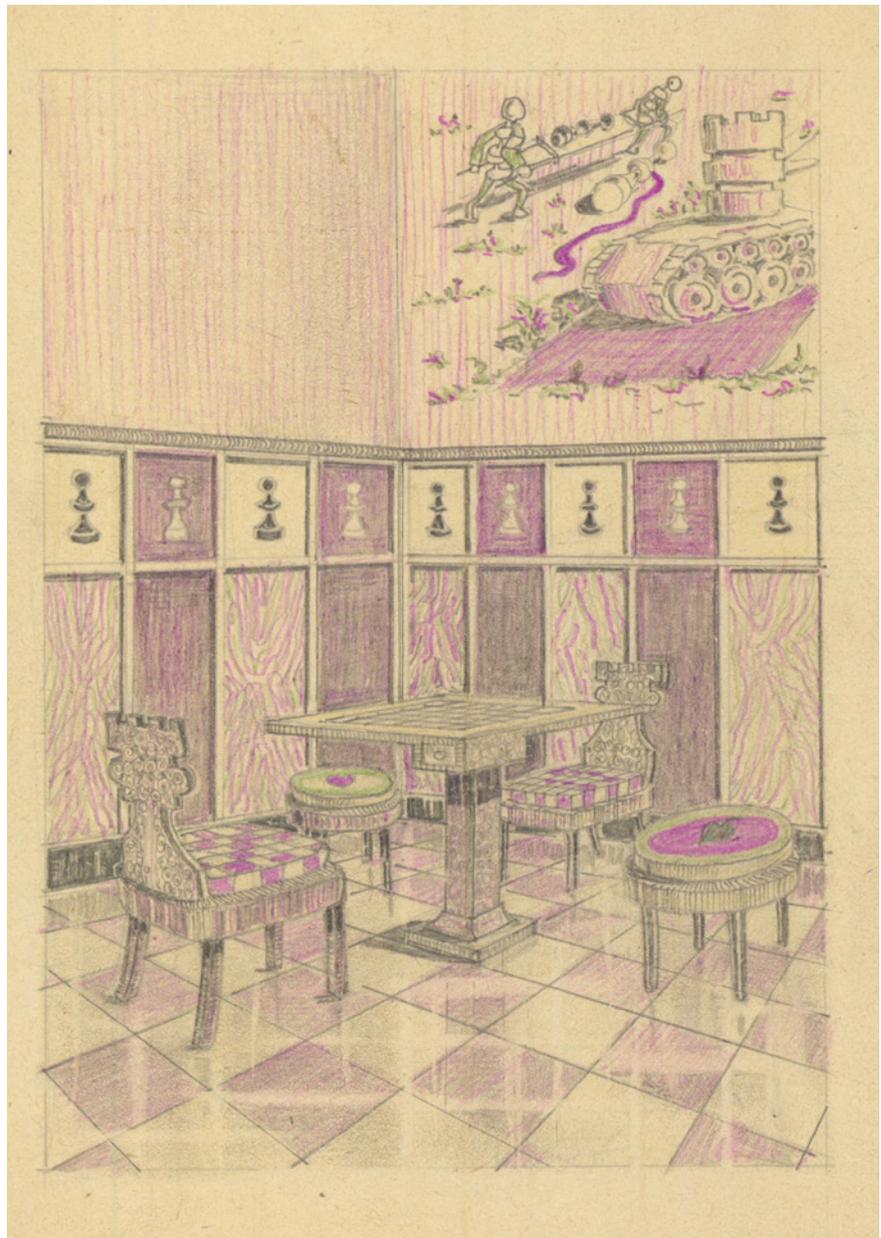
Für einen halben Teller Suppe

Der Moment, der sein Leben dramatisch veränderte, erfolgte knapp zwei Jahre danach, mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht 1941. Mit seiner Verhaftung begann ein langer Leidensweg – Zwangsarbeit, die Inhaftierung im Lager Janowska, ein Martyrium in weiteren Lagern und schließlich ein „Todesmarsch“, der ihn im Februar 1945 nach Mauthausen führte. Er war schwach und verletzt und wurde im völlig überfüllten Sanitätslager untergebracht, einem Ort, in dem die Sterbenden lagen. Es gab kaum mehr Versorgung mit Nahrung. Obwohl das Kriegsende bereits abzusehen war, schien sein Schicksal besiegelt, was er in dem Ausspruch „Eine Stunde zur Befreiung, aber 15 Minuten zum Tod“ später zum Ausdruck brachte.

In dieser aussichtslosen Situation kam ihm seine Ausbildung und die Unterstützung eines polnischen Mitgefangenen und ehemaligen Kaufmanns, Edmund Staniszewski, zu Hilfe, mit dem Wiesenthal Freundschaft schloss. Staniszewski, der im Lager Suppenausreiter war, übermittelte ihm Zeichen-

aufträge, für die es einen halben Teller Suppe oder ein Stückchen Brot zusätzlich gab, um ihn vor dem Verhungern zu retten. Er bat Wiesenthal, ein Kaffeehaus zu entwerfen, das er hoffte, nach Kriegsende in seinem Haus in Posen/Poznań einrichten zu können. Der Traum eines Geschäftsmanns und der eines Architekten begegneten sich, und beide blickten in ihrer verzweifelten Situation in eine schönere Zukunft. Das Zeichnen sei für ihn wichtig gewesen, meinte Wiesenthal einmal, denn er hatte sich damals – den Tod vor Augen – gesagt: „Es soll etwas von mir bleiben.“ Sich an diese Aufgabe klammernd, entwarf er, ausgehend vom Leitmotiv der Spielkarte Ass [damalige Schreibweise „As“], ähnlich einem Gesamtkunstwerk, ein Café und eine separate Milchbar, mit Außen- und Innenansichten, Dekorationen und Möbeln, aber auch Tortenentwürfen, Kleidungsvorschlägen für das Personal und gereimten Werbeillustrationen, die fast das Konzept

Das Zeichnen sei für ihn wichtig gewesen, meinte Wiesenthal, denn er hatte sich damals – den Tod vor Augen – gesagt: „Es soll etwas von mir bleiben.“



einer heutigen Corporate Identity zeigen: Das Café As.

Wiesenthal konnte ungestört skizzieren, aufgrund der chaotischen Zustände in den letzten Wochen vor Kriegsende und aus Angst vor Seuchen betrat die SS die Baracke nicht mehr. Bis zur Befreiung am 5. Mai 1945 arbeitete er an den Rohentwürfen, wohl erst danach wurden die Skizzen fertiggestellt. Das Café, das direkt neben dem von den Nationalsozialisten zerstörten, ehemaligen jüdischen Friedhof von Posen gelegen wäre, konnte nie verwirklicht werden, und die über 80 detailreichen Skizzen galten lange Zeit als verschollen. 2018 konnten sie vom Jüdischen Museum mit finanzieller Hilfe der „US Friends of the Jewish Museum Vienna“ aus dem Nachlass Edmund Staniszewskis erworben werden.

In einer Ausstellung werden sie nun erstmals der Öffentlichkeit präsentiert. Das Café As wird dabei als Symbol der Hoffnung im Überlebenskampf Simon Wiesenthals in den Kontext seiner Architekturausbildung und eines wenig bekannten Lebensabschnitts gestellt, der mit seiner wesentlichen Bedeutung für Wiesenthals Leben dessen Biografie vervollkommnet.

„Café As. Das Überleben des Simon Wiesenthal“ (bis 12. Jänner 2020, Jüdisches Museum) Zur Ausstellung ist ein von Danielle Spera und der Kuratorin Michaela Vocolka herausgegebener Katalog erschienen, der neben Beiträgen zum Thema Abbildungen aller Skizzen Wiesenthals enthält.



VON GABRIELE FLOSSMANN

NU: Kann man als Literaturwissenschaftler beim Schreiben eigener Werke die kritische Analyse der Texte zur Seite drängen, oder überprüft man das eigene Werk mit dem eigenen Qualitätsanspruch?

Stefan Kutzenberger: Ich habe mir darüber noch nicht einmal Gedanken gemacht, ich finde diese zwei Disziplinen auch nicht so unterschiedlich. Bei beiden braucht man zuerst einmal eine Idee – ohne Idee kommt man auch in der Wissenschaft nicht weit. Und das Schreiben ist dann so, wie es Oscar Wilde gesagt hat: „More transpiration than inspiration.“ Also mehr Fleiß als Eingebung. Und gerade der Roman *Friedinger*, in dem viel intertextuell gespielt wird, ist natürlich auch ein Spiel mit der Literaturwissenschaft.

Viele Schriftsteller verwarren sich gegen autobiografische Rückschlüsse, Sie haben aber sogar einer der Figuren Ihren Namen gegeben.

Unter dem Buchtitel steht ja auch „Roman“ – und das ist ein wesentlicher Punkt. Auch wenn der Autor einen seiner Protagonisten nach sich selbst benennt, ist und bleibt er fiktiv. Damit wollte ich zeigen, dass eine literarische Figur niemals einem realen Vorbild entsprechen kann. Auch dann nicht, wenn man eine Autobiografie schreibt. Sobald man versucht, ein Leben in Worte zu fassen, ver-

„Es gilt Grenzen aufzumachen“



© www.com.at/Deuticke

Der Autor und Literaturwissenschaftler Stefan Kutzenberger über sein Debüt „Friedinger“, sein Bekenntnis zum Judentum, seine Erfahrungen als Stadtschreiber von Wels und seinen neuen Roman, in dem Bob Dylan und Donald Trump eine verschwörerische Rolle spielen.

ändert sich alles. Das gilt auch für das Schreiben von Tagebüchern. Man muss eine Auswahl der zu beschreibenden Tätigkeiten und Dinge treffen. Und mit dieser selektiven Wiedergabe von Erlebtem geht die Wahrhaftigkeit verloren.

Sie haben sich in „Friedinger“ auch mit Ihrer jüdischen Großmutter auseinandergesetzt. Haben Sie damit herausfinden wollen, was an Ihnen selbst jüdisch, was chinesisch, indonesisch oder österreichisch ist?

Es stimmt schon, dass mit zunehmendem Alter die Suche nach den eigenen Wurzeln beginnt. Vielleicht hat das mit der Überschreitung der Lebensmitte zu tun. Wenn die Sicht nach vorne kürzer wird, muss man mehr rückwärts, in die Vergangenheit schauen. Während

meiner Studienzeit in Wien habe ich mit der Oma zusammengelebt. Unsere Wohngemeinschaft war sehr lustig und freundschaftlich, aber sie redete ganz ungerne und selten über ihre Vergangenheit. Eher noch über den indonesischen Teil. Den jüdischen hat sie – wie ich glaube, ganz bewusst – verdrängt. Wenn im Fernsehen ein Hakenkreuz oder Hitler zu sehen war, hat sie sofort abgeschaltet und Atembeschwerden bekommen. Sie war davon körperlich extrem berührt. Die Oma ist schon Anfang der dreißiger Jahre von Berlin weg. Zuerst nach Amsterdam und dann auch gerade noch rechtzeitig von Amsterdam nach Indonesien. Sie hat also vom Nationalsozialismus in Deutschland kaum etwas

mitbekommen, aber sie hat ihre ganze Verwandtschaft verloren.

In den achtziger Jahren war die Auseinandersetzung rund um die Nazi-Vergangenheit von Kurt Waldheim für viele Österreicher ein Anlass, sich zum Judentum zu bekennen, auch wenn bis dahin ihr Leben kaum von Herkunft und Religion bestimmt war. War das für Sie auch ein Anlass oder hat eher die derzeitige politische Entwicklung damit zu tun?

Es würde mir falsch vorkommen, gerade jetzt mein Judentum hervorzuheben, das in der Familie bisher kaum eine Tradition hatte. Ich empfinde diese Zugehörigkeit als Ehre, aber andererseits muss ich mir auch eingestehen, dass dieses „Bekennen“ heutzutage – anders

als in den dreißiger Jahren – mit keiner Gefahr verbunden ist. Zumindest noch nicht. Die Frau meines jüdischen Onkels ist noch während des Zweiten Weltkriegs zur Religion ihres Mannes übergetreten, und in dieser Zeit gehörte dazu wirklich ein Heldenmut.

Bei welchen Gelegenheiten bekennen Sie sich dazu?

Ich habe einen tollen Gitarristen kennengelernt, Fabian Pollack, der eine ähnliche Geschichte hat wie ich – samt jüdischer Großmutter mütterlicherseits. Auch in seiner Familie war die Religion kaum ein Thema, er hat sich ihr erst später über die Musik angenähert. Seither spielt er in einer Klezmer-Band. Bei gemeinsamen Auftritten habe ich einige der jüdischen Passagen aus *Friedinger* gelesen und er hat dazu Klezmer-Musik gespielt. Danach haben wir uns darüber unterhalten, was es für uns bedeutet, Jude zu sein. Ob die Besinnung auf diese Wurzeln einen Unterschied macht, wenn man nicht in dieser Tradition aufgewachsen ist. Ich bin allerdings noch nie bei einer FPÖ-Veranstaltung gewesen, um mich dort zu meinem Judentum zu bekennen. Das wäre vielleicht eine interessante Erfahrung.

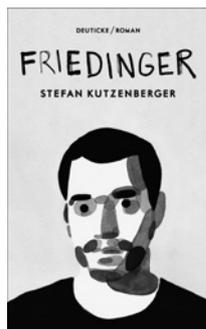
Aufgrund Ihrer jüdischen Großmutter mütterlicherseits könnten Sie auch einen israelischen Pass beantragen. Damit erhebt sich auch die Frage der Diaspora. Was empfinden Sie als Heimat, wo liegt die Diaspora?

Ich würde mich sehr gerne in die Tradition des österreichischen Judentums der Jahrhundertwende stellen – also in der Nachfolge eines Stefan Zweig und Sigmund Freud. Das ist für mich keine Diaspora, sondern etwas autochthon Wienerisches. Wobei das natürlich historisch gesehen anders ist, denn Theodor Herzl und der Zionismus kommen ja auch aus dieser Zeit.

Wien war in dieser Zeit ein Zentrum der Kultur der Moderne und der Wissenschaft, aber auch des Antisemitismus und des aufkeimenden Deutschnationalismus. Wie erklären Sie dieses Aufeinanderprallen von so extremen Ideologien und Denkweisen in dieser Zeit?

Um 1850 war Wien wirklich noch eher klein und verschlafen – und 1910 war die Stadt eine Metropole mit mehr als zwei Millionen Einwohnern. Mit dem Schleifen der Stadtmauern kam es zum vermehrten Zuzug aus den Kronländern, und mit dem Bau der Ringstraße wurde das Judentum ermuntert, Stadtpalais

in der Nähe des Adels zu errichten. Die Juden nahm diese Einladung gerne an und investierten in die Stadterneuerung. Wenn man das in das heutige Weltverständnis umrechnet, muss man sagen: Es gilt Grenzen aufzumachen und den Zuzug von außen als Potenzial für noch mehr Größe zu sehen. Man muss dann aber auch alles tun, um die Neuankömmlinge zu integrieren, was damals ja leider auch nicht passiert ist. Stattdessen wurden nationalistische Gefühle und der aufkeimende Faschismus gestärkt. Wann,



Die Romanfigur Kutzenberger bekommt zum 45. Geburtstag von seiner Frau einen Schreiburlaub auf Kreta geschenkt. Dort lernt er den Titelhelden Friedinger kennen, der ihm haarsträubende Geschichten über die Voest und den Noricum-Skandal rund um illegale Waffenlieferungen erzählt. Kutzenberger, der immer schon Schriftsteller werden wollte, gefällt dieser, offenbar auf Fakten beruhende, Politthriller besser als die eigenen Romanideen. Also beginnt er die Friedinger-Geschichte aufzuschreiben und besucht ihn dazu in Linz. Für Kutzenberger ist es eine Art des persönlichen Heimkommens. Er ist zum ersten Mal, seit seine Eltern das Haus verkauft haben, wieder in Linz – womit sich für den realen Buchautor die fiktionalen Erzählstränge mit Autobiografischem vermischen. Gänzlich in den Bereich der Fiktion hingegen verweist der 1971 in Linz geborene Autor den Seitensprung, den sein Namensvetter im Roman mit einer Französin begeht. Als seine Frau davon erfährt und sich von ihm trennt, verliert der fiktionale Kutzenberger alles – nicht nur den Boden unter den Füßen.

Als Stefan Kutzenberger sein Romandebüt *Friedinger* veröffentlichte, mag so mancher Kollege an der Universität Wien, wo Kutzenberger seit 2005 vergleichende Literaturwissenschaften lehrt, an dessen Erfolg gezweifelt haben. Die Vorhersehbarkeit solcher Reaktionen aus dem akademischen Umfeld hatte Kutzenberger bis dahin von der eigenen Belletristik abgehalten. Aber auch Wissenschaftler fabulieren gern und schreiben aus schierer Lust an der Sprache. „Das Einzige, das noch lächerlicher ist als ein unpublizierter Autor, ist ein Autor, der nicht schreibt“, sagt eine seiner Romanfiguren – mit dem Namen Kutzenberger. (Gabriele Flossmann) Stefan Kutzenberger *Friedinger*. Roman Deuticke/Zsolnay, Wien 2018 256 Seiten, 22,70 EUR

wenn nicht jetzt, sollten wir aus der Geschichte lernen.

Der Kutzenberger wird auch in Ihrem zweiten Roman eine Rolle spielen, der noch in diesem Jahr erscheinen soll. Kann man ihn als Fortsetzung Ihres Debütromans sehen?

Ich würde mich nicht als Chronist der Zeit sehen, obwohl der zweite Roman das ist, was man „am Zahn der Zeit“ bezeichnen könnte. Es geht letztlich um eine Geschichte, die Bob Dylan und Donald Trump verbindet. Aber die eigentliche Hauptfigur ist wieder dieser Stefan Kutzenberger. Der Ausgangspunkt des neuen Romans ist jedenfalls das Ende vom *Friedinger*. Im neuen Roman wird der Kutzenberger in eine Weltverschwörung hineingezogen. Er beginnt mit einer Literaturkonferenz, die ich tatsächlich vor ein paar Jahren in Wien organisiert habe. Der fiktive Kutzenberger hält dort einen Vortrag über Bob Dylan, der mit einer Blamage endet. Trotzdem wird er zu einem Forschungsprojekt auf Island eingeladen und stößt dort auf eine Organisation, die anhand der Dylan-Texte versucht, die Welt zu erklären. Kutzenberger wird aufgefordert, in den Dylan-Texten eine Formel zu finden, wie man mit Donald Trump umgehen soll. Zum Schluss steht er im Weißen Haus Trump persönlich gegenüber und es kommt zum Showdown.

Wie passt dieses Szenario mit Ihrem Wunsch zusammen, nicht als Chronist der Zeit und politischer Kommentator wahrgenommen zu werden?

Sie haben recht – auch wenn ich die Figur Kutzenberger nur einkaufen schicke, dann ist das in gewissem Sinne ein politischer Kommentar. Aber ich möchte zumindest die Parteipolitik heraushalten. Obwohl das auch schwierig ist, denn ich war drei Monate lang Stadtschreiber von Wels, das damals einen blauen Bürgermeister hatte. Es bringt nichts, da hineinzugehen und zu sagen: Ihr seid alle deppert, ihr Blauen! Ich habe mit vielen Menschen gesprochen, um herauszufinden, warum sie Ihre Stimmen der FPÖ geben. Und es war erschreckend zu erfahren, wie viele Ängste die Menschen haben. Wohlsituierte ältere Damen meinten, sie würden sich nicht mehr aus dem Haus trauen, weil überall kriminelle Ausländer lauern. Die Politiker wären da gefragt, den Menschen diese Angst zu nehmen – aber die wollen das natürlich nicht und schüren diese Sorgen immer weiter.

nu



Ein Biennale-Highlight:
Martin Puryears monumentale
Außenskulptur
„Swallowed Sun“.

Ländermatch der Kunst

Neunzig Länder sind auf der 58. Kunst-Biennale vertreten, 28 residieren in den Pavillons der Giardini, des schönsten Kunstplatzes der Welt, andere im Arsenale oder in Palazzi quer über die Lagune. Israel hat in den Giardini ein Feldspital eingerichtet, Österreich Muranoglas-Rosen gepflanzt. Im Zentralpavillon und im Arsenale bebildert Biennale-Kurator Ralph Rugoff einigermaßen zusammenhanglos, aber unterhaltsam sein Motto „May you live in interesting times“.

VON ANDREA SCHURIAN (TEXT)
HEIMO AGA (FOTOS)

Seit den 1950er-Jahren ist die Einwohnerzahl der Lagunenstadt von 175.000 auf ein Rekordtief von knapp unter 55.000 gesunken, vor allem junge Venezianer wandern auf die Terraferma, auf das Festland, aus. „Venexodus“ nennen es besorgte Bürger. Geht der weiter wie bisher, wird im Jahr 2038 kein Einheimischer mehr im historischen Zentrum leben. Andererseits erliegen übers Jahr 20 bis 30 Millionen Menschen dem morbiden Charme dieser wie eine Fata Morgana über dem Wasser schwebenden Stadt, von der Claude Monet einst ehrfürchtig meinte, sie sei zu schön, um gemalt zu werden.

Allein in der Eröffnungswoche der Biennale, die vom Juni auf die wettermäßig

nicht immer sonnige erste Maiwoche vorverlegt wurde, feiern und befeuern 40.000 Schlachtenbummler – Künstler, Berichterstatter, Sammler, Museumsdirektoren, Kuratoren und Galeristen, Adels, Schöne und Reiche – das Kunstländermatch. Und auch wenn „Luna“, Roman Abramowitschs 115-Meter-Protzboot mit Hubschrauberlandeplatz, heuer fehlte, waren die Yacht-Anlegeplätze an der Riva degli Schiavoni bzw. dei Sette Martiri wieder gut gebucht, obwohl die Parkscheingebühren mit kolportierten 15.800 Euro pro Schiff und Tag doch im oberen Preissegment angesiedelt sind.

Obszöne Intervention

Nicht weit davon entfernt, im Hafenbecken des Arsenale, steht ein rostiges, verbeultes Schiffswrack. Es ist die mit

Abstand fragwürdigste und obszönste Intervention der diesjährigen Biennale: Der Schweizer Aktionskünstler Christoph Büchel ließ jenes Flüchtlingsboot in die Lagune schleppen, das 2015 vor Lampedusa mit einem portugiesischen Frachter kollidierte und sank. Etwa 800 Menschen starben. Nun ist das Totenschiff offenbar ein Artefakt unter vielen. Das Wrack, das im Biennale-Katalog unter dem Werkstitel „Barca Nostra 2018–2019“ mit den Maßen 2250 x 710 x 860 und Material: „Schiffswrack 18. April 2015“ angeführt ist, steht just gegenüber einer Cafeteria. Zwischen Kaffee und Brötchen geht sich also schnell ein Foto aus, auch Selfies sind äußerst beliebt, ehe man sich wieder in der Kunstbetrachterkolonne auf der Suche nach dem Besonderen durchs Ausstellungslabyrinth schiebt. „Es ist zu

wünschen, dass die Besucher der Biennale Christoph Büchel nicht auf den Leim kriechen und sich Regungen falscher Betroffenheit verweigern“, schrieb die *NZZ* über diesen geschmacklosen, zynischen Betroffenheitskitsch, der den Toten noch einmal ihre Würde nimmt und ausschließlich einem dient: dem Ruhm und Ruf des Künstlers.

„May you live in interesting times“: Das Motto, das der diesjährige Biennale-Kurator Ralph Rugoff, Direktor der Londoner Hayward Gallery, seiner Hauptausstellung im Zentralpavillon und im Arsenale übergestülpt hat, ist Aufforderung und Feststellung gleichermaßen, vor allem aber ist es äußerst vage, ergebnisoffen, bis zur Beliebigkeit dehn- und plättbar. Rugoff sei ein „gewiefter Popularisierer der Kunst“, meinte denn auch der deutsche Kunstkritiker Carsten Probst in einem Radiointerview.

Kunst könne den Aufstieg nationalistic Bewegungen oder autoritärer Regime nicht verhindern oder das tragische Schicksal von Flüchtenden lindern, erläutert Rugoff sein Ausstellungskonzept. Aber auf indirekte Weise könne Kunst vielleicht eine Anleitung geben, wie man in diesen „interessanten Zeiten“ leben und denken solle: „Letztendlich strebt die Biennale Arte 2019 nach dem Ideal, dass das Wichtigste an einer Ausstellung nicht das ist, was sie ausstellt, sondern wie das Publikum seine Erfahrungen mit der Ausstellung hinterher nutzen kann, um Alltagsrealitäten aus erweiterten Blickwinkeln und mit neuen Energien entgegenzutreten. Eine Ausstellung sollte die Augen der Menschen öffnen für bislang nicht bedachte Lebensmöglichkeiten und so ihre Sicht auf die Welt verändern.“

Weltkunstlandkarten mit Laufstegen

Er hat für die unterhaltsame, wenn gleich reichlich unzusammenhängende Bebilderung seiner These intensiv an den Außenbezirken der Weltkunstlandkarten geforscht. Viele der 79 Künstlerinnen, Künstler und Kunstkollektive (51 Prozent sind übrigens Frauen) leben zwar mittlerweile in westlichen Kunsthochburgen wie New York, Los Angeles, London, Paris oder Berlin; aber sie stammen ursprünglich aus Afrika, Thailand, Indonesien, den Philippinen, Südamerika. Nur aus Israel ist kein Künstler dabei.

Doch Gruppenausstellungen, so gelungen Rugoffs Schau insgesamt sein möge, sieht man auch anderswo. Es sind die nationalen Pavillons, die diese „Seh-

Schlacht am Canal Grande“, wie Alfred Schmeller, ehemaliger Direktor des Wiener 20er Hauses, die Biennale einmal nannte, weltweit einzigartig machen. Der erste wurde 1909, 14 Jahre nach der Gründung der Biennale, errichtet: Die italienischen Künstler hatten sich über zu viel internationale Konkurrenz beschwert. Die Idee des damaligen Generalsekretärs Antonio Fradeletto war vor allem auch aus finanzieller Sicht genial, Länderpavillons garantierten den Fortbestand der Biennale auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten: Die Staaten mussten den Grund in den Giardini erwerben, ihre eigenen Pavillons bauen und selbst erhalten.

Seit einigen Jahren allerdings poppt so verlässlich wie die Biennale selbst die Frage auf, ob diese Laufstege nationaler Eitelkeiten überhaupt noch zeitgemäß sind. Schließlich wächst die Welt radikal

vergeben werden. Dieses Jahr wurde der 79-jährige US-amerikanische Großmeister der Konzeptkunst, Autor und Aktivist Jimmie Durham mit dem Goldenen Löwen für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Sichtlich gerührt nahm der Afroamerikaner Arthur Jafa (58) als bester Künstler den Goldenen Löwen für seine beklemmende, Rassismus und Hass im Netz behandelnde Videoarbeit *The White Album* entgegen. Mit dem Goldenen Löwen für den besten Pavillon darf sich Litauen schmücken: Das Künstlerinnen-Trio Rugilė Barzdžiukaitė, Vaiva Grainytė und Lina Lapelytė thematisiert mit ihrer Opern-Performance *Sun & Sea (Marina)* auf einem künstlichen Strand Umweltzerstörung, Klimawandel und Artensterben.

90 Länder nehmen dieses Jahr am Weltkunsttreffen teil, 28 davon residieren in den Giardini, dem gewiss schönsten



Interessante Zeiten:
Biennale-Präsident
Paolo Baratta und sein
Kurator Ralph Rugoff.

zusammen, Good Art ist Global Art. Doch das Schöne – und Hässliche – am venezianischen Kunstparcours ist ja gerade, dass sich jedes Land so progressiv oder konservativ präsentieren kann, wie es will und kann: Fotos, Malerei, Konzeptkunst, Videos, Roboter, alle Materialien, alle Medien, alle Stile. Aufregendes, Banales, Kitschiges, Sprödes, Subtiles, Derbes, Kostbares, Schrott. Politisch, martialisch, poetisch, abstrakt, computergeneriert, üppig, bescheiden – alles und mehr auch dieses Jahr zu entdecken.

Monumentaler Amerikaner

Sportlich gesehen wird das Ländermatch der Kunst ja schon am Eröffnungstag entschieden, wenn die Löwen

Kunstschauplatz der Welt, andere im Arsenale, wieder andere in Palazzi quer über die Lagune verteilt. Das Pavillonhüpfen erweitert sich heuer um Madagaskar, Malaysia, Pakistan und Ghana, letzteres hat im Arsenale einen der spannendsten nationalen Beiträge realisiert, unter anderem mit einer Installation aus Flaschenkronen sowie Schwarz-Weiß-Porträts aus den 1960er-Jahren von Felicia Abban, Ghanas erster Profifotografin.

Exzeptionell und mit Martin Puryears monumentaler Außenskulptur *Swallowed Sun* eines der Highlights dieser Biennale ist der amerikanische Pavillon. *The Guardian* schreibt gar vom „grandest event of 2019“. Bekannt und vielfach ausgezeichnet wurde der afroamerikanische

So zeitaufwändig, gleichermaßen erhellend wie zutiefst verstörend der israelische Pavillon ist, so rasch lässt sich, zumindest optisch, die Hauptarbeit bei den Österreichern erfassen.

Künstler, der hauptsächlich mit Holz, Teer, Rohleder und Stein arbeitet, für seine skulpturgewordenen Symbiosen aus moderner Geometrie, organischen Formen und alten Handwerkstraditionen. Seinen Biennale-Auftritt bestreitet der 78-jährige Bildhauer-Veteran mit lauter neuen Arbeiten, die er in Kooperation mit einer New Yorker Schule und dem Istituto Santa Maria Della Pietà in Venedig realisierte. Auch benachteiligte Jugendliche wurden in die Produktion einbezogen. *Liberty/Libertà* nennt er seine gleichermaßen bildmächtige wie archaisch-wuchtige Schau, in der er die schwarze Geschichte seines Landes reflektiert, den amerikanischen Bürgerkrieg, Sklaverei. *A Column for Sally Hemings* heißt eine der zentralen Skulpturen, benannt nach der Sklavin und späteren Geliebten Thomas Jeffersons, die der Präsident schließlich in die Freiheit entließ.

Israelisches Lazarett

In der venezianischen Kunstwelt sind die USA und Israel enge Nachbarn. Vor dem israelischen Pavillon (Kurator: Avi Lubin) bilden sich lange Warteschlangen. Steherqualitäten sind gefragt. Und Zeit. „Wir wollen in diesem schnellen Kunst-ringenspiel eine andere Form von Konzentration erzeugen“, erläutert die multidisziplinär arbeitende Künstlerin Aya Ben-Ron (50) das Konzept für ihr *Field Hospital X (FHX)*.

„BE PATIENT“ steht doppeldeutig im Empfangsbereich. Sei geduldig! Sei Patient! Kunst als (Selbst-)Heilungsprozess. Behandelt werden im Field Hospital zivilisatorische Malaisen: (medizinische) Ethik, (Wahrheits-)Pfleger, Missbrauch, Sterblichkeit, (Selbst-) Wahrnehmung, (Fremd-) Bestimmung, Unrecht, Korruption, (unbewusstes) kollektives Gedächtnis für Schmerz in seiner gesellschaftlich-historischen Dimension. Doch zuerst muss eine Nummer gezogen werden. Pflegepersonal schwirrt herum. Die Wartezeit, bis man aufgerufen wird, verkürzt ein Video, mit dem Ben-Ron über das Krankenhaus, über Pflegebereiche, Safe Spaces, Care-Kits, das Prozedere informiert. Je nachdem, welches



Sei Patient! Im israelischen Pavillon muss man auf besondere Art ausharren.

Motto-Bändchen man an der Rezeption aussucht – zum Beispiel „Here anyone can live free“ – wird man im Behandlungssessel eines der verstörenden Videos verschiedener Künstlerinnen und Künstler sehen: etwa *No Body*, in dem Aya Ben-Ron über Missbrauch in ihrer Familie spricht. Oder *Block of Clay* von Roey Victoria Heifetz und Zohar Melinek-Ezra über Gender-Identitäten und entfremdetes Körperbewusstsein. Oder, besonders aufwühlend, *Institutional Abduction*, in dem Idit Avrahami über ein dunkles Kapitel Israels spricht: über das bis heute nicht aufgeklärte Verschwinden tausender Säuglinge und Kleinkinder jemenitischer und mizrahischer Immigrantenfamilien aus staatlichen Gesundheitsinstitutionen in den 1950er-Jahren.

Blumige Ambivalenzen

So zeitaufwändig, gleichermaßen erhellend wie zutiefst verstörend der israelische Pavillon ist, so rasch lässt sich, zumindest optisch, die Hauptarbeit bei den Österreichern erfassen: Ohne Scheu vor Kitsch hat die 76-jährige Künstlerin Renate Bertlmann – übrigens die erste Frau, die im Hofmann-Pavillon einen Solo-Auftritt hinlegen darf – 312 blutrote Muranoglas-Blüten, deren Kolben Messerspitzen sind, auf dünne Metallstäbe gespießt und diese Messerblumen „wie Soldaten“ (Bertlmann) in einem strengen Raster in den Hinterhof des Hofmann-

Pavillons gepflanzt. Die heimischen Medien berichteten wohlwollend über Bertlmanns blumige Ambivalenzen von Zorn und Sanftheit, Schönheit und Schmerz, Anziehung und Abstoßung. Internationales Echo blieb weitgehend aus, nur *The Guardian* verlieh „Österreich und dem Garten der scharlachroten Vaginablüten“ den Preis für den schlechtesten Pavillon.

Diese harsche Kritik mag auch mit dem nicht wirklich geglückten kuratorischen Konzept von Felicitas Thun-Hohenstein zusammenhängen, im Hauptraum keine Originalwerke oder Videos früherer, viel bertlmannig-faltigerer Aktionen zu zeigen.

Die Radikalität, den kühnen Umgang mit Kitsch, die Tabubrüche, die ironiegewürzte Frechheit lassen die eleganten, fast konzeptuellen Informationsplakate mit schwarz-weiß-grauen Zeichnungs- und Fotokopien leider nur erahnen. In ihren künstlerischen Hoch-Zeiten blies sie bunte Kondome auf, hantierte mit Sexspielzeug, hinterfragte Mutterglück und Kindersegen und rückte dem Phallus mit feministischem Vergnügen buchstäblich zu Leibe. Vor dem Pavillon steht auf hohen Stellen Bertlmanns an Descartes angelegtes Credo: „Amo ergo sum“. Der Schriftzug wirft in der Nachmittagssonne Schatten auf die Fassade. Licht und Schatten: ein durchaus passendes Motto für jede Biennale.

nu

Präzise Striche und wahre Geschichten

Filmstars unter dem NS-Regime und eine Monografie über den Grafiker Rudolf Schönwald: Neuerscheinungen am Büchermarkt.

VON GREGOR AUENHAMMER

1938 änderte sich alles. Auch für Hans Moser, den begnadeten Volksschauspieler, den charmant-nuschelnden Grantler Wiener Prägung. Jean Julier alias Hans Moser war aber einer der Auserwählten, der mit einer fragilen Sondergenehmigung auf der „Gottbegnadeten-Liste“ zu finden war. Mosers Name auf dieser „weißen Liste“ – mit dem Vermerk „verheiratet mit Volljüdin“ – bedeutete für ihn und seine im ungarischen Exil befindliche Frau Blanca Schutz und Freiheit, quasi Immunität vor Verfolgung, Haft, Terror, Deportation und Tod. Insgesamt befanden sich auf dieser Liste 1041 Personen, darunter 280 Schauspieler, 227 Schauspielerinnen, 78 Drehbuchschreiber, 18 Autorinnen und 35 Regisseure. Alle waren für das Propagandaministerium unerlässlich. Dass Moser darauf zu finden war, hatte er Adolf Hitler persönlich zu verdanken. (Seine Fans kann man sich nicht aussuchen. Quod erat demonstrandum!) Moser und seine Frau überlebten, allerdings getrennt vonein-



Evelyn Steinthaler
Mag's im Himmel sein, mag's beim Teufel sein. Stars und die Liebe unter dem Hakenkreuz
Kremayr & Scheriau, Wien 2019
226 Seiten, EUR 22,-

ander und ab dem „Anschluss“ bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in Angst. Ausgehend von den „Nürnberger Rassengesetzen“, die 1935 in Kraft traten, untersucht Evelyn Steinthaler die Beziehung prominenter Paare und wie unterschiedlich deren Umgang mit dem öffentlichen Druck war. In *Mag's im Himmel sein, mag's beim Teufel sein* trifft man Heinz Rühmann und Herta Feiler, Joachim Gottschalk und Meta Wolff, Kurt Weill und Lotte Lenya ebenso wie Hansi Burg, die in wilder Ehe mit Hans Albers, dem Superstar des deutschen Kinos, zusammenlebte, und viele ihrer Weggefährten. Steinthaler berichtet vom Einfluss der Politik in einem totalitären Staat auf das Private, von Grenzen der Zuneigung durch politisch beeinflusste Karriereplanung, von Anpassung, Opferbereitschaft und selbstverständlicher Liebe. Welchen Schikanen waren Paare ausgesetzt, die interkonfessionell, oder, wie es in der NS-Diktion hieß, „gemischtrassig“ verheiratet oder liiert waren und die im Rampenlicht standen? Wer waren die Stars, die in Propagandafilmen des NS-Regimes mitspielten, vom Kriegsalltag ablenkten, gleichzeitig um ihre Liebe kämpften oder diese um der Karriere willen aufgaben?

Hintergründig unnahbar

Als Pionier der Graphic Novel könnte man ihn apostrophieren, als Chronisten des Kalten Krieges, als sensiblen Seismografen der Gräueltaten und Verbrechen des 20. Jahrhunderts – gleichzeitig auch als positiven Humanisten und aufmerksamen Satiriker, vor allem aber als wachen Geist gegenüber jedweden politischen und gesellschaftlichen Beben. Die dramatischen, persönlich erlebten Abgründe von Masse und Macht verar-

beitet Rudolf Schönwald in seinem eindringlichen grafischen Werk. Das feinsinnige, von präziser Strichführung und einer sinister-düsteren Aura geprägte Œuvre des 90-jährigen Künstlers wird in einer berückenden Monografie präsentiert. *Kunst im Kalten Krieg* enthält frühe Skizzen und Zyklen des Theaterbesessenen ebenso wie Holzschnitte und sein archaisches Spätwerk. Bildimaginationen und Wortkaskaden zeitigten Schöpfungen wie König Ubu, Goks, Gargantua und Pantagruel. Man begegnet Polyphem, Candide, Kapitän Singleton sowie anderen (guten und bösen) Geistern. Nach dem Krieg – der 1928 in Hamburg Geborene musste aufgrund der NS-Rassengesetze fliehen und über-



Rudolf Schönwald
Kunst im Kalten Krieg
Hg. Heidrun Rosenberg, Verlag Anton Pustet, Salzburg 2019
256 Seiten, EUR 39,-

lebte im Versteck eines ungarischen Pastors, während die meisten Mitglieder seiner jüdischen Familie Opfer des Naziverbrechensregimes wurden – entwickelte Schönwald mit Freunden und Gefährten wie Alfred Hrdlicka, Georg Eisler und Fritz Martinz unter Viktor Matejka ein künstlerisches Vokabular, das souverän die Atmosphäre der Kälte, des Terrors, des Widerstands einzufangen verstand und mit sozialem Engagement (und neuer Lebensfreude) zu verbinden wusste. Sein Werk visualisiert das Unsichtbare, Hintergründige. „im grunde gab es nichts zu lachen. also lachten wir ...“, reflektierte Poet Reinhard Priessnitz das Werk Rudolf Schönwalds. Das facettenreiche, von Literaten und Philosophen wie Brecht und Weill, Rabelais, Voltaire, Jary und Defoe inspirierte Opus des im Unruhestand befindlichen Hochdekorierten umweht trotz satirischen Charakters stets etwas Eratisches, Unnahbares, Zerbrechliches.

nu

Neben Dalís „Geflügelter Schnecke mit Engel“: Beniamino Levi träumt viele Jahre später von einem friedlichen Leben.



„Dalí hatte die Gabe irrationaler Rationalität!“

VON IDA SALAMON

Seine erste Galerie eröffnete der damals 28-jährige Beniamino Levi 1956 in Mailand und brachte unter anderem Joan Miró, René Magritte, André Masson, Wassily Kandinsky und Pablo Picasso nach Italien. Vor allem durch Kandinsky habe er die abstrakte Kunst zu schätzen gelernt, erzählt der heute 91-Jährige: „Kandinsky habe ich zwar nicht persönlich gekannt, aber seine Frau. Einmal trafen wir uns beim Friseur in Paris, um eines der Kunstwerke ihres Mannes zu authentisieren. Sie saß unter einer Trockenhaube.“

Doch seine große Liebe galt und gilt Salvador Dalí (1904–1989), Maler, Grafiker, Bildhauer, Schriftsteller, Filmautor, Bühnenbildner – und einer der bedeutendsten Surrealisten. Seine Bilder der schmelzenden Uhren wurden ebenso weltberühmt wie sein egozentrisches Äußeres. Die Liebe zu seiner nicht minder extravaganten Frau und Muse Gala fand in vielen Werken (und Klatschspalten) Niederschlag. Bereits in den

Der Sammler und Kunsthändler Beniamino Levi gilt als führender Experte für die Kunst des exzentrischen Surrealisten Salvador Dalí. Er hat mehr als hundert Dalí-Ausstellungen weltweit kuratiert und am Pariser Montmartre ein spektakuläres Dalí-Museum gegründet, wo NU den Grandseigneur anlässlich von Dalís 30. Todestag zum Gespräch traf.

sechziger Jahren arbeitete Dalí mit dem Kunsthändler und Sammler Beniamino Levi zusammen, der, nachdem er einige frühe Skulpturen gesehen hatte, den spanischen Künstler ermunterte, wieder dreidimensional zu arbeiten. Levi produzierte die Skulptur-Editionen und baute seine einzigartige Sammlung auf. Die Exponate seiner Sammlung, die er im Dalí Paris, seinem Dalí-Museum am Pariser Montmartre, zeigt, sind begehrte Leihgaben weltweit.

NU: Wie war Ihre erste Begegnung mit Dalí, haben Sie damals gedacht, dass diese für Ihre berufliche Laufbahn so entscheidend sein wird?

Levi: Mein erstes Treffen mit Dalí war im Maurice Hotel in Paris, wo er vier Monate im Jahr lebte. Es war eine außergewöhnliche Begegnung, die alle Erwartungen übertraf. Ich war überwältigt und fasziniert, Dalí war extrem intelligent und sprang von einem Thema zum anderen, er hatte die Gabe irrationaler Rationalität!

Hat es Sie nicht gestört, dass Dalí als Sympathisant Francos und sogar als Anhänger Hitlers galt?

Ich habe mit Dalí nie über Politik gesprochen, aber er war kein Sympathisant Francos oder ein Anhänger Hitlers. Dalí war eher monarchistisch, er liebte den König.

Dali wurde oft als egozentrisch und paranoid beschrieben, hatte Wutausbrüche, einige davon haben Sie selbst erlebt, etwa als Sie sich bei der Entstehung einer Skulptur eingemischt haben. Seine Muse Gala hat auf ihn beruhigend gewirkt. Wie war das Verhältnis zwischen den beiden?

Gala war Dalís Muse in den produktivsten Jahren seiner künstlerischen Karriere. Er hat oft sowohl mit seinem als auch ihrem Namen am unteren Rand seiner Bilder signiert, was die Stärke ihrer Partnerschaft widerspiegelt. Gala stand häufig Modell für ihren Ehemann und posierte für Skulpturen und Gemälde. Sie betreute auch die geschäftliche Seite von Dalís künstlerischer Karriere und wickelte alle finanziellen Transaktionen ab, die mit dem Verkauf seiner Werke verbunden waren.

Dali hat über die Psychoanalyse als „eine der Hauptentdeckungen seines Lebens“ gesprochen, er war leidenschaftlich an den Theorien Sigmund Freuds interessiert und er traf ihn sogar in London. Kennen Sie den Grund für dieses Interesse?

Nein, wir haben nie über dieses Thema gesprochen, es war unmöglich, Salvador Dalí Fragen zu stellen. Er hat nur gesprochen, wann und was er wollte. Dalí betrachtete jedoch Träume und Vorstellungen als zentral für das menschliche Denken und war äußerst interessiert an Freuds Theorien, wie man für surreale und künstlerische Inspiration auf das Unbewusste zugreifen kann.

Uhren, Elefanten, Brot und Eier kommen immer wieder auf seinen Bildern und in seinen Skulpturen vor. Bei Betrachtung der zerschmelzenden Uhren merkt man, dass Dalí vom Phänomen der Zeit besessen war. Was hat ihn daran so fasziniert?

Dalínianische Zeit ist nicht starr; sie ist eins mit dem Raum – flüssig. Die unerwartete Weichheit der Uhr ist auch ein Ausdruck der psychologischen Tatsache, dass die Geschwindigkeit der Zeit, obwohl sie im wissenschaftlichen Gebrauch genau ist, in der menschlichen Wahrnehmung sehr unterschiedlich ist. Wenn wir angenehmen Aktivitäten oder Arbeiten nachgehen, die all unsere Aufmerksamkeit binden, verfliegt die Zeit. Aber wenn wir in Langeweile oder Unbehagen versinken, so zieht sie sich hin. Die welche Uhr zeigt nicht mehr die Zeit an, sie misst nicht mehr ihr Vergehen.

Die Geschwindigkeit unserer Zeit hängt also nur von uns ab.

Die Menorah Hashalom nach einer Arbeit Dalís aus dem Jahr 1981 wurde 1998 am Flughafen Ben-Gurion in Tel Aviv aufgestellt. Wissen Sie, wie es zu diesem Projekt gekommen ist? Hatte er an sonstigen Projekten für Israel oder für jüdische Institutionen gearbeitet?

Die Menora war ursprünglich eine Zeichnung, und Dalí erteilte die Erlaubnis, die Skulptur auf der Grundlage der Zeichnung zu schaffen. Ein Exemplar derselben Skulptur ist Teil meiner Sammlung. Dalí illustrierte auch das Buch mit dem Titel *Zwölf Stämme Israels* anlässlich des 25. Jahrestages des Staates Israel. Die Weiterentwicklung dieser Stämme durch ihre Nachkommen führte zur Schaffung des israeli-



schen Staates, den Dalí als historische Entwicklung mit surrealistischen Untertönen ansah. Dieser Aspekt bewegte Dalí, die ersten Israeliten zu porträtieren. Abba Eban, der Außenminister Israels, sagte: „Ob für ihre Zweideutigkeit oder Ambivalenz, diese Porträts haben eine klare Bedeutung für uns. Durch seine reichhaltige und vielfältige Vorstellungskraft hilft Dalí in diesem Album, die israelische Kultur an ihrem Anfang zu verewigen, den mystischen Charakter ihrer Existenz und Entwicklung zu begreifen.“

Als Dalí vor dreißig Jahren starb, wurde er in der Krypta unter der Glaskuppel des Teatre-Museu Dalí in Figueres beigesetzt.

Zwei Jahre später haben Sie das Dalí Paris am Montmartre eröffnet, es enthält mit etwa 300 Originalwerken auch die meisten Dalí-Skulpturen der Welt. Sie haben das Copyright für diese Werke. Wie ist Ihnen dies gelungen, insbesondere so viele Skulpturen in Ihr Museum zu bringen?

Alles begann, als ich zwei kleine Dalí-Skulpturen kaufte, die ich dann auf einer New Yorker Kunstmesse ausstellte. Die Öffentlichkeit war an den Skulpturen interessiert, aber die Aufmerksamkeit wurde auf die große Anzahl von Dalí-Gemälden gelenkt. Ich beschloss, Dalí zu überreden, andere Skulpturen mit Hilfe seiner Frau Gala zu schaffen. So wurde ich Herausgeber von 29 Dalí-Skulpturen. Gleichzeitig sammelte ich seine dreidimensionalen Werke und bereiste die ganze Welt, um sie zu finden. Die Kollektion, die ich heute zusammengestellt habe, ist eine der größten der Welt und wird ständig mit neuen, von mir ausgesuchten und erworbenen Stücken angereichert.

Der Wert der Skulpturen hat sich seit damals verzehnfacht. Besteht die Gefahr, dass ein Werk an Wert verliert, wenn es kommerzialisiert und kopiert wird?

Die Skulpturen aus meiner Sammlung sind keine Kopien, sondern authentische Kunstwerke aus der limitierten Dalí-Edition von Skulpturen und Drucken. Ich glaube nicht, dass ein Kunstwerk, wenn es kommerzialisiert wird, an kulturellem Wert verliert. Wenn mehr Interesse an diesem Kunstwerk besteht, steigt der Wert, aber der kulturelle Wert bleibt derselbe. Die Skulpturen sind jetzt zugänglicher für Menschen, und das allein macht mich glücklich. Natürlich war die Ausstellung in Montmartre vom Tag der Eröffnung an ein Erfolg. Wir haben viel in das Projekt investiert, weil ich stark daran geglaubt habe.

Sie haben einmal gesagt, dass Dalí uns zum Träumen einlädt. Wovon träumen Sie?

Ich träume momentan von einem recht friedlichen Leben – aber mit vielen interessanten und anregenden Projekten! Ich würde gerne etwas in Israel machen, und es könnte in Kürze eine fantastische Ausstellung in Haifa geben. *nu*

Dalí Paris
11, rue Poulbot, 75018 Paris
www.daliparis.com



VON PAUL CHAIM EISENBERG

Der erste Oberrabbiner von Israel, Abraham Isaak Kook, war ein großer Tora-Gelehrter, hatte aber auch Interesse am modernen Leben. Zu seiner Zeit wurde entschieden, dass am Schabbat in Israel keine offiziellen Fußballspiele stattfinden dürfen. Bei dieser Gelegenheit erklärte ein Trainer dem Oberrabbiner, der vorher keine Ahnung von Fußball hatte,

Wie es Juden mit

hat Interesse vorgetäuscht, um mit mir Quality-Time zu verbringen. Mit der Zeit hat er auch erfunden, dass er in seiner Jugend ein großer Sportler war. Und da ich wusste, dass er nicht sehr beweglich war, hat er besonders betont, was für ein hervorragender Skispringer er gewesen ist. Im Alter von 17 bis 21 Jahren habe ich selbst in jüdischen Fußballmannschaften mitgespielt. Es gab in der Wiener Gemeinde mehrere Jugendvereine und Jugendbewegungen. Ich habe natürlich bei der Bnei Akiwa, also bei der religiösen Jugend, mitgespielt. Es gab auch Haschomer Hatzair, eine linke Gruppe, die jüdischen Hochschüler und Hakoah. Hakoah und Hochschüler waren meist älter und sportlicher als wir; und so wurde jedes Unentschieden bereits als großer Sieg gefeiert. Manche der Spieler in

Verdienste von Juden beim lieben Gott zu deponieren. Eines dieser Verdienste geht so, dass ein berühmter Rabbi dem Ewigen eine Kippa eines gottesfürchtigen Juden als Beweis der Treue darbot. Natürlich wusste dieser, was es mit dieser Kippa auf sich hatte, aber Ihr, liebe Leser, wisst es nicht. In einem Gulag waren nicht nur Juden inhaftiert und mussten dort schwere körperliche Arbeit leisten. Wenn einer der Insassen sich „daneben benahm“, gab es eine besonders grausame Strafe. Zwanzig oder mehr Wärter stellten sich mit Holzprügeln in der Hand in zwei Reihen auf, und der zu Bestrafende musste durch dieses Spalier laufen. Dies war auch eine „sportliche Leistung“ – auch wenn man sehr schnell lief, kassierte man heftig Prügel. Einmal musste ein Jude diese Tortur auf sich nehmen. Er war schon fast

Mit ungefähr neun Jahren schien es mir langweilig, wenn alle Fans des gleichen Klubs sind, und ich habe lauthals kundgetan, dass ich ein Rapidler sei. Das hätte ich nicht tun sollen!

die Regeln. Nach längerer Nachdenkpause sagte der Oberrabbiner, er habe zwei Fragen. Die erste ist: Wenn ein Spieler einen Ball bekommt, warum schießt er ihn dann sofort wieder weg? Die zweite: Wenn die Mannschaft, die am meisten Tore geschossen hat, gewinnt: Warum kommt dann die Heim-Mannschaft nicht eine Stunde früher und schießt viele Tore? (Hier lacht das verständige Publikum!) Doch nun zum früheren Oberrabbiner von Wien. Mein seliger Vater war ausgesprochen unsportlich. Er hat aber gemerkt, dass ich mich sehr für Sport interessiere. Ganz selten bin ich auch auf ein Fußballmatch gegangen, doch da hat er mich nie begleitet. Als dann verschiedene Sportarten im Fernsehen übertragen wurden, setzte er sich manchmal zu mir. Er

anderen Mannschaften waren vielleicht nicht beschnitten, aber in der Bnei Akiwa spielten ausschließlich jüdische Buben mit. Besonders tragikomisch war, dass die meisten Bnei Akiwa-Spieler mit Käppchen auf dem Kopf spielten, was während des Matches immer wieder zu lustigen Szenen führte, wenn die Kippa runterfiel und der Spieler entscheiden musste, was ihm wichtiger war: die Kappe aufzuheben oder den Ball nach vorn zu passen. Ich habe mich meistens für den Ball entschieden, und wenn er bei einem anderen Spieler war, habe ich die Kippa wieder aufgehoben.

Sieben Meter für die Kippa

Apropos: Es gibt eine Geschichte, wo das Schicksal der Juden in Schwebelage und es daher notwendig war, einige

ohnmächtig, als er merkte, dass seine Kippa einige Meter hinter ihm auf den Boden gefallen war. Obwohl es lebensgefährlich war, drehte der Jude um, rannte sieben Meter zurück, hob die Kippa auf und versuchte neuerlich, ans Ende der Schlägertruppe zu gelangen.

Version eins: Er war monatelang im Spital.

Version zwei: Er hat es nicht überlebt.

Als Rabbiner – und nicht als Sportler – möchte ich erwähnen, dass es vom Religionsgesetz, also von der Halacha, her richtiger gewesen wäre, wenn der Jude, um sein Leben zu schützen, nicht zurückgelaufen wäre. Trotzdem war diese Kippa einer der Beweise, der dazu führte, dass das Verhängnis über die Juden vom Ewigen abgewendet wurde.

dem Sport halten

In Wien waren quasi alle jüdischen Burschen Anhänger der Austria. Mit ungefähr neun Jahren schien es mir langweilig, wenn alle Fans des gleichen Klubs sind, und ich habe lauthals kundgetan, dass ich ein Rapidler sei. Das hätte ich nicht tun sollen! Noch heute, sechzig Jahre später, wird mir dies von vielen Juden zum Vorwurf gemacht. Ich hatte keine Ahnung, wer Rapid oder Austria war, ich wollte nur, wie es bei mir oft vorkommt, aus der Reihe tanzen. Das ist auch eine sportliche Übung! Man wollte mich übrigens auch zu Dancing Stars einladen, aber ich habe abgelehnt: Nicht nur, weil es Freitag Abend stattfindet, sondern auch aus anderen Gründen. Heute bin ich nur mehr Anhänger ausländischer Mannschaften und auch da nur von denen, die den Europacup gewinnen. Ich bin gerne auf der Seite der Sieger. Trotzdem ist es mir zu langweilig, Matches anzusehen, die neunzig Minuten oder noch länger dauern. Da gibt es jetzt die wunderbare Einrichtung, dass in der Spielpause und nach dem Schlusspfiff im Fernsehen die wichtigsten Szenen des Spiels zusammengefasst werden. Das reicht mir völlig.

Auswärtstore zählen nicht

Außerdem habe ich seit zirka dreißig Jahren eine Idee, wie man den Fußballsport fairer gestalten könnte und freue mich, dass inzwischen auch schon diskutiert wird, wie man „meine“ Idee verwirklichen könnte. Wenn zwei internationale Mannschaften im Europacup gegeneinander antreten – zum Beispiel Manchester gegen Barcelona – dann gibt

es zwei Spiele, das Hin- und das Rückspiel. Man zählt die Ergebnisse beider Spiele zusammen, die Mannschaft, die mehr Tore geschossen hat, steigt auf. Allerdings ergibt die einfache Addition oft, dass beide Mannschaften gleich viele Tore geschossen haben. Und daraus folgt das Problem, welche Mannschaft aufsteigen darf. In alten Zeiten wurde das oft durch ein drittes Spiel oder Elferschießen entschieden. Dann kam ein Verrückter auf die Idee, dass, wenn Mannschaft A zu Hause 2:1 gewinnt und die Mannschaft B



zu Hause 3:2 gewinnt – beide also insgesamt vier Tore geschossen haben –, die Mannschaft aufsteigt, die auswärts mehr Tore geschossen hat. Hier blitzt mein früheres Mathematikstudium heraus: Denn das ergibt

(nicht nur) meiner Meinung nach weder mathematisch noch aus sportlicher Perspektive einen Sinn. Die Erklärungsversuche will ich gar nicht erwähnen, weil sie genauso verrückt sind wie diese Regel selbst. Meine Idee wäre, zur alten Regelung zurückzukehren und bei gleich vielen Toren beider Mannschaften, egal ob zu Hause oder auswärts erzielt, die Entscheidung in anderer Form herbeizuführen: sei es durch ein drittes Match oder durch Elferschießen. Wie immer würde ich mich freuen, wenn ich Recht behalten würde...

Familienangelegenheit Sport

Und jetzt zur nächsten Generation: Mein Sohn Kivi ist sehr sportlich. Er hat schon in Wien sehr gut Fußball gespielt und lief mit ungefähr zwanzig Jahren einen Halb- oder sogar Ganzmarathon. Er hält die sportliche Tradition hoch und hat auch schon seinen zweijährigen Sohn zu einem Baseballspiel ins Stadion in New York mitgenommen. Kivi war und ist auch sonst ein guter Kerl und arbeitete im Sommer in Camps für behinderte Kinder als Counselor. Diese Kinder waren meistens so schwer krank und behindert, dass das Verhältnis zwischen Counselor und Kindern eins zu eins war, das heißt: Jedes Kind brauchte einen Betreuer. Zum Teil musste Kivi seinen Schützling, ein krebskrankes Kind, auf dem Camp herumtragen, weil es so schwach war. Als das Kind starb, war Kivi eine Woche lang nicht ansprechbar. In letzter Zeit ist es in verschiedenen Ländern oder Organisationen üblich, Halb-, Viertel- und Ganzmarathons zu veranstalten, um auf das

Schicksal Behinderter und Kranker aufmerksam zu machen und Fundraising zu betreiben. An ihnen nimmt auch Kivi teil. Womit wieder bewiesen wäre, dass Sport und Judentum kein Widerspruch sind.

nu



Das Zeichnen gelernt hat **Paul Peter Porges** (1927–2016) bei Franz Cizek an der Wiener Kunstgewerbeschule. 1939 entkam er mit einem Kindertransport nach Frankreich, zehn Jahre später, nach dem Besuch der Genfer Kunstakademie, kam er in New York an. Ein spöttischer, doch gleichwohl herzlicher Blick prägt seine Arbeiten, die u.a. im legendären *MAD*-Magazin, der *Saturday Evening Post* und im *New Yorker* veröffentlicht wurden. Im Jahr 2000 präsentierte das Jüdische Museum Wien die ihm und seiner Frau Lucie gewidmete, sehr erfolgreiche Doppelpersonale „Style and Humor“.
Foto: © Jüdisches Museum Wien



„Es war eine Form der Vergeltung.“ Mit Vorliebe ließ **Lily Renée** ihre elegante Comics-Heldin – hier das Titelblatt einer ihrer *Fight-Comics* – gegen Faschisten kämpfen, nachdem die 1921 in Wien geborene Zeichnerin im Alter von 17 Jahren über England in die USA fliehen musste. Die heute 98-jährige Künstlerin gilt als eine der ersten Frauen in der Comics-Industrie und als Pionierin des „Goldenen Cartoon-Zeitalters“. Und wer sich an den Farben und dynamischen Strichen von *Señorita Rio* nicht sattsehen kann, dem bleiben noch so famose Titel wie *The Werewolf Hunter* und *The Lost World*.
Foto:
© Privatbesitz Lily Renée

Die Ausstellung „Die drei mit dem Stift“ im Jüdischen Museum versammelt das zeichnerische Werk von Lily Renée, Bil Spira und Paul Peter Porges.

Die Karikaturen von **Bil Spira** (1913–1999), der bereits während seiner Ausbildung an der Wiener Kunstgewerbeschule für sozialistische Zeitungen arbeitete, sind geprägt von bitterem Witz und schwarzem Humor. 1938 nach Frankreich geflohen, fälschte er in Marseille Pässe für verfolgte Emigranten. Verraten und in mehreren Internierungslagern inhaftiert, gelangte er 1945 von Theresienstadt nach Paris. *Ridiculum vitae* heißt passenderweise seine Autobiografie, und in seinem Brief an die Schweizer humoristische Zeitschrift *Der Nebelspalter* schreibt er: „Bitte entschuldige die lange Pause in meiner Mitarbeit. Ich war deportiert. Hier bin ich wieder und sende in der Beilage mein erstes Blatt seit der tausendjährigen Unterbrechung.“
Foto: © Wien Bibliothek



Die drei mit dem Stift
Lily Renée, Bil Spira und Paul Peter Porges
Ausstellung bis 17. 11. 2019
im Jüdischen Museum Wien



Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 bei der Tageszeitung *Der Standard*, seine Schwerpunkte als Rezensent sind Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie. Er hat auch zahlreiche Bücher publiziert, darunter im Metro-Verlag sowie bei Styria.



Michael Bonvalot

schreibt als freier und unabhängiger Journalist über gesellschafts-politische und soziale Themen für verschiedene Medien. Er betreibt die Website www.bonvalot.net und ist Autor von *Die FPÖ – Partei der Reichen*.



Tamas Denes

ist ungarischer Journalist und Sportreporter. Er lebt seit 2014 wieder in Wien, wo er auch sein Studium abschloss. Er arbeitet für *kronen.at* und das ungarische Klubradio.



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



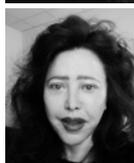
Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat, Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, langjähriger Herausgeber (bis 2017) und Autor von **NU**.



Rachel Engelberg

studiert Arts and Entertainment Management sowie Art an der Pace University in New York und fotografiert.



Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



Eric Frey

ist Chef vom Dienst bei der Wiener Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitungen *Financial Times* und *The Economist* sowie Buchautor.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem.



Stephan Grigat

Der Politikwissenschaftler und Publizist lehrte u.a. am Institut für Judaistik der Uni Wien. 2017/18 war er Research & Teaching Fellow an der Hebräischen Universität Jerusalem. Seit 2017 ist er Permanent Fellow am Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien (MMZ) in Potsdam und Research Fellow am Herzl Institute for the Study of Zionism and History der Haifa Universität.



Danny Leder

ist Journalist, seit 1981 in Paris tätig, u.a. Korrespondent des *Kurier*. Laufende Veröffentlichungen zum Verhältnis zwischen Juden und Muslimen in Frankreich. Homepage: www.danny-leder.net



Christian Muckenhumer

hat Geschichte an der Universität Salzburg studiert, war 2005–2008 Mitarbeiter am FWF-Projekt „Neuer Antisemitismus in Deutschland, Frankreich und Großbritannien“ und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte. Er lehrt derzeit an der HLW Elisabethinum St. Johann im Pongau und an der Mädchenrealschule Franz-von-Assisi in Freilassing. Buchprojekt über die Geschichte des Fußballs in Salzburg (mit Siegfried Göllner).



Milagros Martinez-Flener

wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.



Mark Elias Napadenski

studiert Kunstgeschichte in Wien. Der Sohn einer aschkenasisch-kafkasischen Familie arbeitet u.a. im Forschungsprojekt „Stadt-Land-Kind“ mit und betreut für das Hilfswerk einmal pro Woche Menschen mit Beeinträchtigungen.



Michael Pekler

Der **NU**-Chef vom Dienst ist Filmkritiker und -buchautor. Er schreibt u.a. für das Schweizer *Filmbulletin*, den *Freitag* und den *Falter*.



Ida Salamon

ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring, Marketing und Veranstaltungsmanagement zuständig.



Andrea Schurian

Die **NU**-Chefredakteurin ist Autorin einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaften.



Dodie Schurzel

ist das Pseudonym eines 1997 geborenen, fußballbegeisterten Wieners. Er studiert in Italien Kunst, Film und Medien, dreht seine ersten Dokumentarfilme und ist Anhänger von Udinese Calcio.



Danielle Spera

Die **NU**-Herausgeberin ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das Magazin **NU** tätig.



Nathan Spasic

ist freiberuflicher Fotojournalist aus Wien und studiert an der Universität für angewandte Kunst. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Derzeit arbeitet er an einem Dokumentarfilm über den Jugoslawienkrieg.



Thomas Trenkler

ist Kulturredakteur beim *Kurier*.



Michaela Vocolka

hat Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Wien studiert. Die ehemalige Leiterin des Simon-Wiesenthal-Archivs (Dokumentationszentrums des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes) ist seit 2017 als freischaffende Historikerin tätig und hat zahlreiche Publikationen zur Geschichte und Kultur Österreichs veröffentlicht.



René Wachtel

lebt in Wien, ist selbständig.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft
jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian
(Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Vera Ribarich (Lektorat)

SATZ & LAYOUT

Ivan Srecković
DRUCK
Riedeldruck GmbH
Bockfließstraße 60,
2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft
jüdisches Forum mit Sitz in 1010
Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.



Haltungsübung Nr. 20

Neugierig

bleiben.

Eine leichte, beinahe kinderleichte Haltungsübung ist gleichzeitig eine der wichtigsten: neugierig bleiben. Wenn Sie das jeden Tag üben, machen Sie es irgendwann automatisch. Wir sprechen da aus Erfahrung.

derStandard.at

Der Haltung gewidmet.

DERSTANDARD